V. Jahrg. (Jan. – Dez. 1931) Nr. 1

Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik

Heinrich Meng:
Psychoanalyse und Sexualerziehung

Erik Homburger:
Bilderbücher

Frieda Fromm-Reichmann:
„Soziale Minderwertigkeitsgefühle"

Eduard Hitschmann:
Die Zwangsbefürchtung vom Tode des gleichgeschlechtlichen Elternteils

Wilhelm Hoffer:
Der Onaniekampf im Tagebuch

Ella M. Terry:
Stottern und Stehlen

Preis des Heftes Mark 1·—

Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik

12 Hefte jährlich: M. 10·—, schw. Frk. 12·50, österr. S 17·—
Einzelheft M. 1·— (schw. Frk. 1·25, österr. S 1·70)

Geschäftliche Zuschriften bitte zu richten an den

„Verlag der Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik"
Wien I, In der Börse

★

Redaktionelle Zuschriften, Manuskripte usw. bitte zu richten an eines der
Mitglieder der Schriftleitung:

Dr. Paul Federn, Wien VI, Köstlergasse 7
Anna Freud, Wien IX, Berggasse 19
Dr. Heinrich Meng, Frankfurt a. M., Kettenhofweg 114
Prof. Dr. Ernst Schneider, Stuttgart, Gänsheidestraße 47
A. J. Storfer, Wien I, In der Börse

★

Zuschriften in Rezensionsangelegenheiten, Rezensionsexemplare, Manuskripte der Rezensionen bitte zu richten an den

„Verlag der Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik", Wien I, In der Börse

Zahlungen für die „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik" können geleistet werden durch Postanweisung, Bankscheck oder durch Einzahlung auf eines der

Postscheckkonti des „Internationalen Psychoanalytischen Verlages in Wien":

Postscheckkonto	Jahresabonnement	Postscheckkonto	Jahresabonnement
Leipzig 95.112	*M. 10·—*	*Budapest 51.204*	*P 13·60*
Zürich VIII, 11.479	*Frk. 12·50*	*Zagreb 40.900*	*Din. 136·—*
Wien 71.633	*S 17·—*	*Warszawa 191.256*	*Zl. 21·70*
Paris C 1100.95	*Fr. 60·—*	*Riga 36.93*	*Lat. 12·50*
Prag 79.385	*Kč 80·—*	*s'Gravenhage 142.248*	*hfl. 6·—*
Stockholm 44.49	*schw. Kr. 9·—*		

Mit diesem Hefte beginnt der V. Jahrgang (1931)

Um Erneuerung des Abonnements für 1931 (V. Jahrgang, 12 Hefte) wird gebeten

Einbanddecken (in Halbleder) zum eben abgeschlossenen Jahrgang 1930 zum Preise von M 3·20 (schweizer. Frk. 4·—, österr. S 5·44) durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag.

In Vorbereitung befindliche Sonderhefte:

„Menstruation" — „Strafen"

ZEITSCHRIFT FÜR PSYCHOANALYTISCHE PÄDAGOGIK

ZEITSCHRIFT FÜR PSYCHOANALYTISCHE PÄDAGOGIK

V. Jahrgang Januar 1931 Heft 1

Psychoanalyse und Sexualerziehung

Von Dr. Heinrich Meng, Frankfurt a. M.

Einer der wesentlichsten Fortschritte der modernen Medizin ist die Erkenntnis, daß Krankheit nicht eine Ursache hat, sondern daß eine Reihe von Bedingungen zusammentreffen müssen, um ein Lebewesen krank zu machen. Dieser konditionale Gesichtspunkt hat viele alte Anschauungen über den gesunden und kranken Menschen umgestoßen. Er verändert auch allmählich die Instrumente, die der Arzt zur Vorbeugung und zur Heilung der Krankheit verwendet.

Als Sigmund Freud, der Begründer der Psychoanalyse, vor rund 30 Jahren die Mittel prüfte, mit denen man damals Menschen, deren Organe zwar gesund waren, während die Funktionen der Organe Störungen aufwiesen, untersuchte und behandelte, stellte er fest, daß die Wissenschaft mit unzulänglichen Mitteln an Menschen arbeitete. Diese Störungen waren völlig rätselhaft. Die Wissenschaft um 1900 kannte gar nicht die Tragweite seelischer Eingriffe, die sie vornehmen ließ oder deren Unterlassung sie anempfahl, und überhaupt nicht die Eigenart des funktionell oder seelisch Kranken. Eine Gleichung, die lauter Unbekannte enthält, ist unlösbar, wenn nicht der Zufall die Lösung bringt. Auf diesen Zufall wollte Freud nicht warten und so ging er an eine sehr mühsame Arbeit, das Instrument zu ändern und das Rätsel des Seelischkranken zu lösen.

Man muß sich für einen Augenblick die Konstellation des 19. Jahrhunderts zurückrufen: Es waren die Jahrzehnte eines Helmholtz, Justus von Liebig, Rokitansky, Virchow, Pasteur, Robert Koch, Ehrlich; Augenspiegel, Seziermesser, Tierversuch, Reagenzglas, Mikroskop und Waage hatten nüchtern und klar Aufschluß gegeben über physikalische, chemische, pathologisch-anatomische, bakteriologische und toxikologische Tatsachen, Zusammenhänge und Abläufe im pflanzlichen, tierischen und menschlichen Organismus. Entscheidende Entdeckungen, auf die die moderne Medizin keinesfalls verzichten könnte, wirkten sich für Diagnostik und Therapie aus. Es lag nahe, die Ergebnisse dieser zählenden

und messenden Medizin auch auf die Beurteilung und Behandlung des Funktionell-Kranken anzuwenden. Weder die grobe, pathologisch-anatomische, noch die mikroskopische Untersuchung des Gehirns und des Nervensystems hatten bei dieser Krankheitsgruppe Anhaltspunkte für eine ätiologisch faßbare Veränderung. Kranke, die unter der sehr allgemein gehaltenen Diagnose „Hysterie“ und „Neurasthenie“ beurteilt und behandelt wurden, wurden — in genetischem Sinn — keiner Therapie unterzogen; der Arzt ignorierte meist ihr Leiden als Angelegenheit des „bösen Willens“. Die Maßnahmen standen deshalb nicht selten unter dem Zeichen der Verachtung oder der Bestrafung. Bezeichnend ist, daß, wie Alfred Döblin gelegentlich berichtet, an den Tafeln hysterisch Kranker in der Berliner Charité oft die Worte T. M. = Total meschugge zu lesen waren, die Behandlung wird dementsprechend gewesen sein.

Freuds große Leistung war: Seelisches durch Seelisches zu erkennen und zu behandeln. Das Problem des seelisch Kranken war für ihn, gleichsam aus den seelischen Narben des Kranken Schlüsse zu ziehen auf die früheren Wunden. Die Psychoanalyse wurde ein Instrument, das bei der seelischen Untersuchung und Therapie ähnlich wirksam war, wie das Messer des Chirurgen; beide müssen unter richtiger Indikation und mit der richtigen Technik angewandt werden. Bevor so das Unbewußte durch Freud für die medizinische Wissenschaft entdeckt war, verließ man sich als Arzt und Beobachter des Kranken ganz auf das bewußte Wissen des Leidenden und beachtete nicht, daß er Wesentliches vergessen hat und anderes nur in Symptomen zur Darstellung bringt, deren Sinn ihm selten oder nur zum Teil bewußt ist. Erst die Kenntnis des Unbewußten, jenes Reiches des Primitiv-Seelischen und Triebhaften, des ererbten Instinkts, ermöglichte es, eine Trieblehre zu schaffen. Freud erschloß in der Seele des Funktionell-Kranken Tendenzen, die einander bewußt oder unbewußt widersprachen und die den Aufbau einer triebbeherrschenden und realitätsangepaßten Persönlichkeit unmöglich machten. Der Konflikt als wesentliche Bedingung bei der Entstehung seelisch bedingter Leiden, das Haftenbleiben an kindlichen Verhaltungsweisen, um der Realität des Reifseins aus dem Wege zu gehen, waren weitere entscheidende Entdeckungen der Freudschen Forschung.

Im 19. Jahrhundert hatten die Lehren von Darwin und Häckel entwicklungsgeschichtliche Tatsachen gefördert, die die Freudschen Entdeckungen leichter verstehen lassen. Darwins Forschung hatte den Beweis erbracht, daß die alte Anschauung von der Unveränderlichkeit der Arten falsch sei. Nachdem Lamarck, St. Hilaire, Goethe schon mehr oder weniger klar den Gedanken einer allmählichen Veränderung der Arten ausgesprochen hatten, zeigte Darwin, daß einer der wichtigsten ursächlichen Faktoren zum Verständnis der Art und des Individuums die Tatsache des allmählichen Umwandlungsprozesses durch Milieueinflüsse sei. Häckel stellte dann das „biologische Grundgesetz“ auf, das besagt: „Höhere

Lebewesen durchlaufen im Embryonalzustand die gesamte Entwicklung ihrer Stammesvorfahren." Die biomechanische Forschung konnte zeigen, daß ein Nadelstich in das unbefruchtete oder befruchtete Ei tiefe Veränderungen in der Entwicklung des wachsenden Lebewesens setzen kann. Freud wies das Gleiche für das Seelische nach. Robert Mayer hatte das Gesetz gefunden: es geht in der materiellen Welt keine Energie verloren. Freud hat das gleiche Gesetz für die psychischen Energieprozesse entdeckt. Bernfeld und Feitelberg haben in einer Arbeit[1] die Probleme des Triebs und der psychischen Energie, Libido und deren Meßbarkeit einer gründlichen Untersuchung unterzogen, die Tragweite dieses Versuchs für Naturwissenschaft und Psychologie ist im Augenblick nicht abzusehen, scheint mir aber sehr bedeutungsvoll.

Vor Freud war die Anschauung bei Ärzten verbreitet, daß das normale Kind keine sexuellen Äußerungen zwischen seinem ersten Schrei und der Pubertät zeige. Es galt als abnorm, wenn einzelne Kinder offenkundig dieser Regel widersprachen oder entgegenhandelten. Die Pubertät schien der erste Vorstoß allmählich wachsender Geschlechtlichkeit zu sein. Wir wissen heutzutage, daß alle Jahre bis zur Pubertät unter dem Einfluß geschlechtlicher Reifung stehen. Lippschütz konnte zeigen, daß das zweite Viertel der Embryonalzeit die erste Pubertät einleitet und daß Pubertätsvorgänge im wechselnden Auf und Ab, in Vorstoß und Latenz durch die ganze Kindheit sich abspielen. Die nüchternen Tatsachen wissenschaftlicher Beobachtungen, wie sie Freud in den „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie" 1905 veröffentlichte, wurden ergänzt durch Beobachtungen von Ärzten, Erziehern und Richtern, die allmählich anerkannten, daß jedes Kind, sowohl das gesunde wie das kranke, bestimmte sexuelle Phasen durchmacht. Man hat durch Freud gelernt, den Begriff der Sexualität zu erweitern, indem man auch all die Äußerungsformen mit einbezieht, die in weiterem Zusammenhang mit der allmählichen Reifung des Geschlechtapparates stehen, auch die, welche der Funktion der Fortpflanzung nicht dienen. Da Freud von jeher den Konflikt im Triebleben in den Vordergrund seiner Krankheitsforschung stellte und da bei diesem Konflikt die Sexualität eine führende Rolle spielt, ist es zu verstehen, daß Unkundige annehmen, Freud kümmere sich nur um die sexuelle Seite des Menschen. Vor seiner Forschung hat die Wissenschaft die menschliche Sexualität nie einer gründlichen naturwissenschaftlichen Untersuchung unterzogen. Die persönliche Gleichung, die geistige und affektive Blindheit vieler Forscher, ihre Amnesie für eigenes Erleben, das Mißtrauen gegen die Strenge der Determinierung alles Seelischen, die mangelnde beobachtende, tendenzfreie Aufmerksamkeit der Ärzte und Psychologen für alle Äußerungen sogenannter gesunder und abnormer Persön-

1) Bernfeld-Feitelberg. „Energie und Trieb" Internat. Psychoanalytischer Verlag, Wien, 1930.

lichkeiten hatten Anteil an der Verdrängung und Verleugnung der Realität des menschlichen Trieblebens.

Bevor wir das Problem der Sexualerziehung von der Lehre Freuds aus näher betrachten, seien einige Grundbegriffe kurz erläutert. Das Unbewußte trägt in seinem Kern ererbte psychische Bildungen, dem Instinkt der Tiere analog. Das Verständnis der Funktionell-Kranken war dadurch erschwert, daß die Forscher von den unbewußten Vorgängen, die zur Krankheit in Beziehung standen, nichts feststellen konnten, weil das Instrument der Untersuchung fehlte. Hatte Freud zuerst durch die Hypnose einen schattenhaften Einblick in das Unbewußte genommen, so verschärfte sich die Leistungsfähigkeit seines Sehens in dem Maße, als er dem Kranken im Wachbewußtsein Wege zeigte, allmählich selbst Vergessenes zu erinnern und die Determinierung seines Krankwerdens und Krankbleibens zu entdecken. Diese neue Technik, bei der der Kranke sich ausspricht, ohne sich zu kontrollieren, was seine Worte und seine Handlungen letzten Endes bedeuten, erschloß den Sinn des Traumes und der Fehlleistung. Freud entdeckte, welchen Kampf es jeden Menschen kostet, reif und kultiviert zu werden und sich der Gesellschaft anzupassen. Jeder ist bei diesem Prozeß gezwungen, zu verdrängen und zu sublimieren. Bei der Verdrängung werden Vorstellungen aus dem Bewußtsein weggeschoben, die aus irgend welchen Gründen Konflikte mit sich brachten, deren Lösung mißlang. Bei der gelungenen Verdrängung geschieht dies ohne Angstentstehung und ohne Symptombildung, bei der mißlungenen Verdrängung wird das seelische Gleichgewicht dauernd dadurch gestört, daß das verdrängte Material sich immer wieder dem Bewußtsein aufdrängt und das affektive Verhalten beunruhigt. Bei der gelungenen Verdrängung stellt sich der sexuelle Trieb auf ein nichtsexuelles Triebziel ein, z. B. auf ein kulturell-wertvolles, intellektuelles, soziales oder künstlerisches Ziel.

Vielleicht wird diese Kennzeichnung der Lehre Freuds genügen, um von hier aus Vorschläge zu einer Sexualerziehung zu machen. Die Notwendigkeit einer solchen Erziehung wird wohl kaum mehr bezweifelt. Die Öffentlichkeit und der Staat haben endlich in den letzten Jahren sich um diese Angelegenheit gekümmert. Eine ziemlich große Zahl von Schulen hat den „Zettelkasten“ eingeführt, d. h. es werden Kästen aufgestellt, in die die Schüler Fragen einwerfen. Es dürfen auch anonyme Fragen gestellt werden. Man geht wohl dabei von dem Gesichtspunkt aus, daß bei jedem noch so sorgfältig ausgearbeiteten Lehrplan eine Reihe von Dingen im Schulunterricht unberührt bleiben, die den Heranwachsenden interessieren. Es würde viel zu weit führen, hier eine Zusammenstellung der Fragen vorzulegen, die immer wiederkehren. Sie sind selbstverständlich verschieden, je nach dem Charakter der Schule, also je nachdem es Volksschulen oder Mittelschulen, arme oder reiche Stadtteile sind, je nachdem Schüler oder Schülerinnen fragen. Berliner Schuldirektoren, wie Seeling und Kaveran

haben kürzlich einige Fragen ihrer Schulen veröffentlicht und betont, daß die sexuelle Frage verhältnismäßig oft wiederkehrt. Es ist übrigens noch nicht lange her, daß eine Lehrerin auf die Frage, was Geschlechtskrankheiten seien, folgendermaßen antwortete: „Geschlechtskrankheiten sind Krankheiten, über die ein anständiger Mensch nicht spricht und die sich an verborgenen Stellen des Körpers befinden." In einem Berliner Fragekasten fanden sich u. a. folgende Fragen: Ich möchte gerne wissen, wie es in meinem Körper aussieht? — Warum schreien jetzt die Katzen in der Nacht immer so? — Wie entsteht ein Mensch? — Was hat eine Hebamme zu tun? — Was ist Spiritismus? — Was bezeichnet das Wort: Unterleibskrankheit? — Warum bekommt man unter den Armen Haare? — Wie kommt es, daß Kinder im Mutterleib keine Luft brauchen?

Man hat kürzlich das Material über die Sittlichkeitsvergehen an höheren Schulen und ihre disziplinäre Behandlung einer amtlichen Durchsicht unterzogen.[1] Der preußische Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, Dr. Becker, forderte die zwei Professoren: Hofmann, Leipzig, und William Stern, Hamburg, auf, den in den Schulen vorhandenen Schriftsatz durchzusehen und sich öffentlich zu äußern. Beide Gutachter sind weder Psychoanalytiker, noch stehen sie der psychoanalytischen Forschung nahe. Ihre Gutachten wurden unabhängig voneinander niedergeschrieben und widersprachen sich in nichts Wesentlichem. Einige Feststellungen sind besonders bemerkenswert, weil sie außerhalb der Schule Freuds meist Erstaunen hervorrufen. Hofmann weist darauf hin, daß selbst schwere sittliche Verfehlungen keinen Rückschluß auf den Charakter des Jugendlichen ziehen lassen, weil Milieu und andere Außeneinflüsse oft entscheidend mitspielen für Charakterentwicklung und Verhaltungsweise. Ein weiteres Ergebnis ist folgendes: Das Sexualleben eines Jugendlichen steht niemals im Einklang mit den ethischen Normen des Erwachsenen. Anfangs ist der Jugendliche noch verhältnismäßig sorglos in der Äußerung seiner Sexualregungen, weil sie spielerischer Art sind, während er in späteren Jahren immer vorsichtiger sich verhält. Die Schule erhält nur ausnahmsweise Kenntnis von Sexualverirrungen eines Schülers, während die Schüler untereinander viel besser Bescheid wissen. Die abschreckende Wirkung der Schulstrafe bei Sexualverfehlungen empfiehlt sich nicht. Erziehungsarbeit kann hier wirklich etwas leisten. Mit moralischer Belehrung ist den Jugendlichen sehr wenig genützt, auch nicht mit Aufklärung physiologischer Vorgänge. Die notwendigste Hilfe ist, daß der Jugendliche einer erfahrenen Persönlichkeit gegenüber sich aussprechen kann. Hofmann meint, daß hier die Psychoanalyse richtig sehe. Der Schwerpunkt sexualpädagogischer Arbeit liege auf richtigem seelischem Kontakt mit geeigneten Erwachsenen. Hofmann weist ferner darauf hin, daß zwei Fehlerquellen besonders zu beachten seien; die eine ist die, daß man durch Strafe zu erziehen versuche, die andere die

1) Verlag von Quelle & Meyer, Leipzig 1930.

falsche Annahme, daß sexuelle Vergehen des Heranwachsenden Ausnahmeerscheinungen seien.

Stern hält es für absolut sicher, daß unter den Ursachen der sexuellen Schwierigkeiten des Schülers die mangelhafte Vorbildung des Lehrers eine bedeutsame Rolle spiele, ebenso wie das ungeschickte häusliche Verhalten bei Kindern, die sexuell gefährdet sind. Auch die beiden genannten Autoren, keine Anhänger der Psychoanalyse, meinen: „Daß die Kinder kein Sexualleben haben, wäre — von allen Beobachtungen abgesehen — biologisch ebenso unwahrscheinlich, ja unsinnig, wie daß sie keine Genitalien mit auf die Welt brächten."

Vermutlich werden bald die meisten Erzieher davon überzeugt sein, daß die Tatsache der Sexualiät des Kindes uns die Verpflichtung auferlegt, für die normale sexuelle Entwicklung in jedem Lebensalter besorgt zu sein. Als Wedekind vor rund 40 Jahren mit seinem Drama „Frühlingserwachen" den Kampf gegen die damalige Erziehung aufnahm, stand die Frage: „Wie sag' ich's meinem Kinde?" im Vordergrund des Interesses. Wenn man viel mit Heranwachsenden spricht, bemerkt man, daß diese Frage nicht mehr aktuell ist. Schon mancher Jugendliche, der den Arzt aufsuchte und ihm dabei etwas von seinen inneren Konflikten erzählte, berichtete über seine Ratlosigkeit, wie er mit seinen Eltern sprechen könne über sein tatsächliches Wissen, ohne daß die Eltern annähmen, er sei durch die Aufklärung der Schule, Straße, Zeitung, Kino verdorben worden. Für die Generation 1930 kann man fast umgekehrt von dem Problem sprechen: „Wie sag ich's meinen Eltern, was ich selbst gefunden und von anderen erfahren habe?" Man kann von einer autonomen, d. h. selbsttätigen Aufklärung des Heranwachsenden sprechen in körperlicher und seelischer Hinsicht. Jahr um Jahr ändert sich der Körper des Wachsenden und nähert sich allmählich dem körperlich reifen Menschen. Hierbei gibt es Zeiten, in denen der Drüsenapparat stärker arbeitet. Wir vermuten, daß das Kind auf Grund der Erbschaft von Jahrtausenden, angeregt durch bewußte und unbewußte Beobachtungen in seiner Umwelt, uraltes Wissen von Zeugen, Befruchtetwerden, Gebären und Geborenwerden belebt, oder in anderen Worten, daß sein latentes oder schlafendes Wissen von seiner Entstehung ihm im Lauf der Entwicklung allmählich bewußt wird. Die psychoanalytische Erziehung ist bemüht, jede vermeidbare Störung in diesem Bewußtwerden zu verhindern. Sie wird ferner getreu der im Kind selbst allmählich ablaufenden biologischen Aufklärung bemüht sein, den Prozeß weder zu beschleunigen noch zu hemmen. Die psychoanalytische Sexualerziehung, fußend auf den Erkenntnissen Freuds, legt den Hauptwert auf eine der In- und Umwelt des Einzelnen angepaßte Trieberziehung. Es wurde schon manchesmal die Frage aufgeworfen, ob Erziehung überhaupt mehr schadet als nützt. Wir wissen aber, daß jedes Tier und der Mensch ein Führungsbedürfnis aufweist, daß also Erziehung berechtigt und nützlich ist. Weshalb Erziehung

so oft scheiterte und scheitert, liegt vor allem in der mangelhaften Erkenntnis der menschlichen Seele und ihrer Entwicklungsstadien und in der schlechten Einfühlung in das Kind. Es ist keineswegs ein kleiner Erwachsener, sondern ein Wesen mit eigensten Gesetzen.

Das Verhalten der Erwachsenen, die im Kind die Illusion zu erwecken versuchen, sie seien erhaben über jene Nöte, die den Menschen von Geburt bis zum Tode bewegen, stört die autonome Entwicklung des Heranwachsenden. Nur die Gestalt der Konflikte und die Resonanz, die sie im Einzelnen erwecken und vorfinden, wandeln sich. Freud hat in klarer Form herausgehoben, was im Mittelpunkt einer Neueinstellung künftiger Erziehung stehen mußte, wenn die Erwachsenen sich ihrer Aufgabe bewußt werden. In seinem Buch „Das Unbehagen in der Kultur" heißt es: „Daß sie dem jugendlichen Menschen verheimlicht, welche Rolle die Sexualität in seinem Leben spielen wird, ist nicht der einzige Vorwurf, den man gegen die heutige Erziehung erheben muß. Sie sündigt außerdem darin, daß sie ihn nicht auf die Aggression vorbereitet, deren Objekt er zu werden bestimmt ist. Indem sie die Jugend mit so unrichtiger psychologischer Orientierung ins Leben entläßt, benimmt sich die Erziehung nicht anders, als wenn man Leute, die auf eine Polarexpedition gehen, mit Sommerkleidern und Karten der oberitalienischen Seen ausrüsten würde. Dabei wird ein gewisser Mißbrauch der ethischen Forderungen deutlich. Die Strenge derselben würde nicht viel schaden, wenn die Erziehung sagte: So sollten die Menschen sein, um glücklich zu werden und andere glücklich zu machen; aber man muß damit rechnen, daß sie nicht so sind. Anstatt dessen läßt man den Jugendlichen glauben, daß alle Anderen die ethischen Vorschriften erfüllen, also tugendhaft sind. Damit begründet man die Forderung, daß er auch so werde."

Eine der großen Leistungen Freuds ist, die allerfrühesten Phasen und tiefsten Schichten des kindlichen Seelenlebens beschrieben zu haben. Er konnte zeigen, daß außer der mitgebrachten Konstitution von entscheidender Bedeutung für spätere Genußfähigkeit, Arbeitsfähigkeit und Reife die Idealbildung ist, die das Kind schon sehr früh auf Grund der Eindrücke seines Milieus anbahnt. Vor allem richtet sich das Kind in seiner Fähigkeit, Triebe zu zähmen und zu beherrschen, nach dem Verhalten der Menschen, die es liebt und verehrt. Es wird also nur der Erzieher geeignet sein zum Erziehen, der gleichmäßig und ausgeglichen das leistet, was er vom Kind verlangt. Freud konnte zeigen, daß die ersten fünf Jahre entscheidend sind für Charakter und Gewissensbildung, ferner, daß in diesen Lebensabschnitten jedes Kind sexuelle Phasen durchmacht, deren Erledigung stark abhängig ist vom Verhalten der Umwelt. Bei normaler Charakterentwicklung wird diese frühe Periode in der Triebentwicklung ohne wesentliche Narben überwunden, während der neurotische Mensch stecken bleibt und frühkindliche Bindungen des Haßes und der Liebe, des Trotzes, des Zweifels und der Schuld nicht löst. Jede Neurose des Erwachsenen baut sich auf einer kind-

lichen Neurose auf. Ohne Kenntnis des Unbewußten wäre das nicht zu verstehen, auch nicht ohne Kenntnis der Tatsache, auf die schon Binet hinwies, daß die Anlage zu allen überhaupt möglichen Perversitäten im Kleinkind vorhanden ist. Der psychoanalytisch eingestellte Erzieher weiß, daß die geistige Persönlichkeit, die im Kind allmählich wächst, unter dem Widerspruch verschiedenster triebhafter Tendenzen leidet. Er bemüht sich, die Gewissensbildung im Kind zu unterstützen, die letzten Endes verantwortlich ist für die Fähigkeit, ohne krank zu werden, zu verdrängen und zu sublimieren. Er weiß, daß das individuelle Gewissen das jüngste Kulturprodukt der Menschheit ist und daß es — wie das kollektive Gewissen — aus äußerer Not entstanden ist. Er weiß, daß Angst und Zwang, Strafe und Schuldgefühl die normale Ichbildung stören und dem Kind die Loslösung von den zu überwindenden und weiter zu entwickelnden Idealbildungen seiner Frühzeit erschweren. Er sieht seine Hauptaufgabe darin, die sexuellen Äußerungen zu überwachen und zu leiten, das Ehr- und Schamgefühl zu wecken, ohne Prüderie und Heuchelei und Schuldgefühle zu begünstigen. Er weiß, daß Angst und damit eine Reihe von sogenannten Störungen auch dann entstehen, wenn er dem Kind Eindrücke zumutet, die es sexuell erregen. Er bemüht sich durch wahrhaftiges Verhalten, den natürlichen Prozeß seiner Einsicht in die Realität zu fördern. Er weiß, daß der tiefere Kern der werdenden Persönlichkeit des Kindes wenig mit dem Intellekt zu tun hat, aber viel mit der Entwicklung seines Instinktes. Um das zu leisten, muß der Erwachsene selbst im affektiven Gleichgewicht sein, seine eigene Aufklärung muß abgeschlossen sein.

Der Schwerpunkt der psychoanalytisch orientierten Sexualerziehung liegt in der Nacherziehung des Erwachsenen und in seiner Anpassung an das Kind. Sexuelle Aufklärung ist weniger eine Angelegenheit des Wortes als des gesamten Verhaltens der Umwelt. Vermittlung von intellektuellem Wissen ist viel unwichtiger als Ordnung und Führung in der Triebentwicklung. Die Sexualpädagogik der Schule ist erst dann zu leisten, wenn die Forderung, wie sie auch Hofmann und Stern stellen, erfüllt wird, daß Lehrer und Pädagogen wieder Kontakt bekommen mit ihrer eigenen Problematik als Heranwachsende und aus der biologischen, physiologischen und psychologischen Erfahrung lernen, ihren Schülern, die fast immer innerlich Ringende sind, als väterliche Berater zu helfen. Wir sind überzeugt, daß der Weg einer psychoanalytisch orientierten Sexualerziehung nicht nur zum besseren Verständnis des Heranwachsenden führt, sondern vor allem zum tiefen Erkennen des Wesens des Einzelnen und der Menschheit!

Bilderbücher[1]

Von Erik Homburger, Wien

Wir haben im Montessori-Seminar eine Reihe der verschiedensten Bilderbücher betrachtet. Sie haben uns den starken Eindruck hinterlassen, daß sie alles in allem eine kleine umgrenzte Welt sind, die die große wirkliche Welt in bestimmten Verzerrungen widerspiegelt. Dies möchte ich psychologisch belegen — obwohl die Vielfalt zunächst verwirrt: wir sahen den drohenden Struwelpeter in seiner magischen Zeichnung, die Spielzeugbilder mit ihren starken Farben — und manche jener merkwürdigen Blätter, die in zarter Darstellung eine süße, blasse Mimosenwelt zeigen.

Von diesen allen abgesondert hat uns ein einzelnes Licht geschienen: der unvergängliche Humor des „Max und Moritz", des „Adamson". Sie sind nicht unmittelbar für Kinder erdacht; der gereifte Humor spricht aus ihnen zum empfänglichen Menschen überhaupt. Ich spreche später über sie.

*

Nehmen wir zunächst ein Wort heraus, das ich oftmals höre. Der Struwelpeter sei „sadistisch". Dabei muß dies Wort beim Struwelpeter doch noch einen anderen Sinn haben als etwa bei einem anderen „sadistisch" zu nennenden Buch, das ich ihm hier gegenüberstellen will: ich meine ein Bilderbuch, welches sich gegen die Tierquälerei wendet, indem es auf jeder Seite eine Tierquälerei zeigt. Dort wird es schnell klar, daß solche Darstellungen die grausamen Impulse eher anregen als besänftigen. Der Struwelpeter aber stellt nicht nur Szenen dar, wo fremde Wesen gequält werden, sondern auch solche, wo ein Kind — ein dem Lesenden identisches Wesen — bestraft wird. Wir alle wissen, daß man sich beim Lesen mit dem Helden des Buches eins fühlt; so können wir auch für dieses Buch folgern, daß sich die Kinder im dargestellten Struwelpeter gestraft fühlen — und wir wissen, mit wieviel Ausdauer und nie vergessenem Genuß. Auch die Erschrockenen kehren dazu zurück.

Wir erkennen hier zwei Interpretierungen des Wortes „sadistisch". Zum „grausam gegen andere" kommt das „grausam gegen sich selbst" — wie wir sofort verstehen, eine weit gefährlichere Interpretierung; denn die nach außen gewendete Grausamkeit findet ihr Ende an der Stärke der anderen Wesen, die sich wehren — wo aber soll die Grausamkeit gegen sich selbst, diese paradoxe Neigung, ein Ende haben? Über sie will ich später Einiges sagen, denn mir scheint, wenn man gewisse Wirkungen verdammt, sollte man sie an der Wurzel zu erkennen versuchen, sonst kommen sie auf unvorhergesehenen Wegen wieder.

*

Wir fragen uns: Woher kommt es, daß der Erwachsene dem Kind Bücher zeichnet, die grausam oder kindisch sind — und warum erweckt es beim Kind Freude und Behagen, sich selbst bestraft oder übermäßig kindlich und süßlich

1) *Referat im Seminar des „Hauses der Kinder", Wien.*

dargestellt zu sehen? Wollten wir dem Zeichner sagen, er wisse nicht, wie ein Kind die Welt sieht, so kann er sich auf seine Wirkung berufen und vermuten, er wisse es wahrscheinlich besser als wir. Das scheint auch irgendwie so zu sein, und wir müssen versuchen zu finden, welcher gemeinsame Wunsch die beiden, den Zeichner und das Kind, zusammenführt.

Ich möchte einen Moment ablenken und auf gewisse Bilder der mittelalterlichen Malerei hinweisen, die leicht herauszufinden sind. Auf vielen Darstellungen der Mutter Gottes oder der Heiligen Familie sieht man in der Reihe inniger, reifer Menschengesichter das Antlitz des kleinen Heiland oder anderer Kinder merkwürdig entstellt: krank, etwas embryonal, etwas greisenhaft. Man könnte zuerst glauben, der kleine Christus solle vielleicht als „Greis-Kind" dargestellt werden, also als gereift Geborener und kindlich Sterbender. Aber es drängt sich doch auf, daß hier eher der asketische und mystische Ernst des Erwachsenen vor dem Kind, wie es in Wahrheit ist, unbewußt zurückschreckt und es nicht erkennen will. Wie er es dann entstellt, um es in Gegensatz zur heiligen Mutter zu setzen, ist eine besondere Frage. Wir wollen aus diesem Phänomen nur ein Anzeichen mehr nehmen für eine Folgerung, die sich uns auch in den Bilderbüchern aufdrängt: daß es eine Tendenz gibt, die Kindheit zu entstellen, zu verleugnen.

*

Das ganz kleine Kind hat sicher nichts davon. Es freut sich mit sich und dem wachsenden Radius seiner Bewegungen und seiner Impulse. Seine Seele sagt zu allem, was es mit dem Körper hervorbringt und mit den Sinnen wahrnimmt: „Es ist gut so" — und es ist gewöhnt, daß auch die Großen (die Mächtigen, von deren Liebe man abhängt) seine Regungen bejahen. Bis es ins erziehungsfähige Alter kommt. Dann geschieht es immer öfter, daß die Erwachsenen zu den Äußerungen, die des Kindes ureigenster, geliebter Ausdruck sind, mit viel Gewicht sagen: „Das darfst du nicht — wenn du so bist, haben wir dich nicht gern." So lernt das Kind bestimmte Regungen als nicht allgemein liebenswert kennen. Es muß nun einen Ausweg gehen, der ihm seine alte Selbstliebe zu bewahren erlaubt (denn die braucht man zum Leben), ihm aber auch die Liebe der Erwachsenen erhält, denn die braucht man nicht minder.

Dieser Ausweg stellt sich (nach den Forschungen der Psychoanalyse) so dar: das Kind nimmt die Verurteilung gewisser eigener Regungen von sich selbst aus vor, es entwickelt in seinem Innern nach einem rätselhaften Mechanismus eine Instanz, die die Verbote der Erwachsenen sich zu eigen macht und vertritt. So steht ein nunmehr verwandelter Teil des Ich — (die Psychoanalyse nennt ihn das Über-Ich) — gegen den ursprünglich gebliebenen Teil. Der Gewinn ist, daß auch der verbietende Teil zum eigenen Inneren gehört und so das Verbot sich als ein eigener Wunsch darstellt, dem sich die Selbstliebe anschließen kann. Diese ist es also, die auf Kosten der Einheit des Innern bestehen bleibt.

Das Kind hat sich nun gern, so weit es wie der Erwachsene sein Denken und Handeln zu bewachen gelernt hat. So geschieht es, daß es ein oft so befremdliches Urteil dafür bekommt, was „brav" ist — und mit Genuß Bilder-

bücher ansieht, in denen gute Kinder belohnt, böse bestraft werden. Und so kommt es, daß das Kind plötzlich so auffällig kleinere Kinder, die es kurz vorher noch als Konkurrenten gehaßt hatte, auf Drängen der inneren Instanz „süß" findet und an süßen Kinderbildern Gefallen hat, die wir als läppisch gern von ihm weggehalten hätten.

Der Erwachsene aber, der ihm diese Bücher zeichnet, hat einst dieselbe Umwandlung erlebt — und eine wichtige Weiterung dazu: Er hat das, was vorher war, vergessen. „‚Das habe ich getan', sagt mein Gedächtnis. ‚Das kann ich nicht getan haben', sagt mein Stolz und bleibt unerbittlich. Endlich gibt das Gedächtnis nach." (N i e t z s c h e.) So treten an Stelle der verdrängten Kinderwünsche paradiesische Ersatzbider oder moralistische Vorurteile, als wäre man als braves Wesen geboren. Bekommt der Erwachsene nun (durch irgend eine drängende Erinnerung dazu angestoßen) Lust, dem Kind ein Bilderbuch zu zeichnen, so wird er darin Gut und Bös aufrichten — oder er wird eine Welt von solch puppenhafter Infantilität ersinnen, daß es darin nur deshalb keine Strafe gibt, weil es ohnehin keine Triebe gibt. Ich kann in diesem Zusammenhange erklären, warum ich mich zu Beginn weigerte, mich vom Unterschied der strafenden Bücher und jener anderen verwirren zu lassen, die die Welt durch zarte oder schematische Darstellung des Fleisches und Blutes entledigen. Die einen zeigen die Welt voller Drohung und raten, vorsichtig zu sein — die anderen aber raten, vor der Drohung von vornherein zu kapitulieren, indem man sich puppenhaft und mimosenhaft benimmt, so wie viele Erwachsene es gern sehen.

*

Die Vorteile des Mechanismus der Gewissensbildung sind einleuchtend: das Kind holt die Erziehung von Jahrtausenden in kurzer Zeit nach. Aus dem naturentsprungenen Triebwesen wird ein Geschöpf mit dem Gewissen des zwanzigsten Jahrhunderts. Was alles als Erbgut zu dieser Entwicklung bereitlag, wird nun manifest. Und die Kraft, die den ersten Triebäußerungen zugrunde lag, wird zu den Zwecken allgemeiner Nützlichkeit verwendet, wird eingeordnet in die Bemühungen der Menschheit, die Naturentfremdung zu ertragen und zu kompensieren. Man wird das so in Ordnung finden und sagen: das normale Kind leidet unter diesem Vorgang nicht gar so viel.

So muß ich zeigen, wie gerade die Nachteile dieses Vorgangs unser Thema ausmachen, ja uns mitten in ein bedeutendes, pädagogisches Problem führen. Denn die Nachteile sind groß und häufen sich mit zunehmender Kultur — so daß man sagen kann: sie drohen der Berg zu werden, vor dem die moderne Pädagogik, nach kühnem Anlauf, ratlos steht.

Wir haben also (um es zu wiederholen) gesagt, daß wir die Erziehungsfähigkeit des Kindes einer Spaltung in seinem Innern verdanken: unter dem Druck der Alternative, ohne Liebe und Schutz zu bleiben, was e s ist — oder dem Erwachsenen zuliebe zu werden, was e r ist, geht in der Seele des Kindes eine Umgestaltung vor: es erwacht eine innere Stimme, die die Verbote der erwachsenen

Umwelt übernimmt und dafür sorgt, daß der triebhafte Teil gebändigt und wo nötig für Ungebärdigkeit bestraft wird. Diese Instanz, haben wir gesagt, belegt mit Zensur alle Erinnerungen der ersten, nun verurteilten Wunschwelt — das Blatt der Seele wird wieder weiß, nicht weil nie etwas darauf geschrieben war, sondern weil der Zensor die Urbuchstaben sorgfältig überklebt hat.

Wir haben jetzt nur die realen Unterschiede der äußeren verbietenden Macht und der im Innern errichteten Instanz hervorzuheben, um die Gefahr dieser Verschiebung nach innen zu erkennen. Die innere Instanz ist ein Diktat, aber kein Mensch mehr. Ein Mensch sieht vom anderen nur, was die Umstände ihm erlauben zu sehen, selten seine Gedanken, seine unbewußten Gefühle nie. Aber das Gewissen sieht alles und findet das Unbewußteste strafwürdig. — Ein Mensch kann Milde walten lassen, wo er sieht, daß seine Verbote zu weit gehen oder bei veränderten Bedingungen hinfällig werden — das innere Diktat ist nicht das Abbild eines solchen wandelbaren Menschen, es ist nur der Niederschlag seiner einmaligen, vielleicht unlustigen und einsichtslosen Äußerung. (Wie manche einsichtige, modern gewordene Eltern stehen eines Tages ratlos vor ihrem übergewissenhaften oder in alten Idealen wandelnden Kind, möchten zurücknehmen, modifizieren, widerrufen. Aber ihr altes Bild im Innern des Kindes ist stärker als ihre lebende Stimme.) — Die Überstrenge endlich, mit der dieser Niederschlag in der Seele den ursprünglich gebliebenen Teil unter einem Druck hält, diese Überstrenge, die fordert und verbietet, bekommt noch einen Zuschuß, den auch nur eine innere Instanz bekommen kann. Der grausame und tödliche Haß nämlich, den das kleine Wesen gegen den übermächtigen Erwachsenen richtete, wird bei der Kapitulation ebenfalls nach innen genommen und — da er an der Auflehnung verzweifeln muß — gegen das eigene erlahmende Innere gerichtet; denn keine mobilisierte Kraft entgeht einer Verwendung. Sie wütet nun nach innen, sobald das innere Auge eine noch so unbewußte Regung der Triebverstärkung wahrnimmt. Sie schadet uns auf tausend Wegen durchsichtiger oder undurchsichtiger Selbstbestrafung und Selbsterniedrigung, Erkrankung und Vergasung, und, wo nicht durch krasse Zeichen sichtbar, doch noch spürbar als das, was Freud „das Unbehagen in der Kultur“ nennt, ein Gefühl, das uns allen gemeinsam ist.

Diesen gefährlichen Sadismus der Seele gegen sich selbst noch zu erklären, habe ich in ein kleines Stück psychoanalytischer Theorie[1] eingeführt, darzustellen erlaubt, in welch vielfacher Beziehung man moralistische Darstellungen wie den Struwelpeter „sadistisch“ nennen kann. Denn was sich dann als moralistische Grausamkeit gegen Andere äußert, ist nur ein Abbild vom Wirken jener inneren sadistischen Regung — und von dem Menschen, der anderen „mit Moral kommt“, können wir annehmen, daß er selbst nur durch schwere Fesseln seinen triebhaften Teil in Ruhe hält.

*

1) Ich brauche kaum zu sagen, daß wir beim Betrachten von Bilderbüchern auf viele psychologische Probleme stoßen, die ich beiseite lasse: das Symbolische der Darstellung, die Darstellungsweise selber, das Märchenhafte und die Märchen selbst.

Streifen wir nun noch einmal die humoristischen Bilderbücher, die wir vorhin beiseite ließen. Was ist das: diese eigentümliche Zutat zu der Darstellung menschlicher Bosheit und menschlichen Unglücks: der Humor? Nehmen wir ein Blatt aus dem „Adamson", dessen Wirkung auf Kinder Ihnen allen bekannt ist. — Adamson will rauchen. Sein besseres Ich aber, das (an Engelsflügeln kenntlich) hinter ihm steht, nimmt ihm die Zigarre aus dem Mund und wirft sie zum Fenster hinaus. Einen Augenblick ist das Adamson-Ich verdutzt — dann aber rast es die Treppe hinunter und fängt die Zigarre noch auf, bevor sie den Erdboden erreicht hat. Schneller als Gewissen und Fallkraft hat die Rebellion gehandelt. — Unmoralisch? Aber der gewissenhafteste Mensch lacht.

„Das Großartige (des Humors) liegt offenbar in der siegreich behaupteten Unverletzlichkeit des Ich. Das Ich verweigert es, sich durch die Veranlassung aus der Realität kränken, zum Leiden nötigen zu lassen, es beharrt dabei, daß ihm die Traumen der Außenwelt nicht nahe gehen können, ja es zeigt, daß sie ihm nur Anlaß zu Lustgewinn sind." (F r e u d.)

An einigen Äußerlichkeiten der Adamson-Figur läßt sich zeigen, wie weitgehend durch sie das Kind im Menschen dargestellt ist, das infantile Ich, welches sich mit Verhinderungen, Verboten und Unfällen herumschlägt. Adamson ist in den Verhältnissen des Kopfes zum Rumpf eine Kinderfigur, er hat einen großen Hut, wie der kleine Gernegroß, er ist immer allein, hat keine männlichen Abenteuer. Und seine Widersacher, die Menschen („der große Mann"), sind alle um so viel größer als er, als ein Erwachsener ein Kind überragt.

Wie spricht aber der Humor durch die Darstellung dieses kämpfenden, listigen Ichs? Er stellt dem bösen Über-Ich ein gütiges Lachen gegenüber, das sagt: „Sieh her, das ist nun die Welt, die so gefährlich aussieht. Ein Kinderspiel, gerade gut, einen Scherz darüber zu machen." (F r e u d.)

Wir durchschauen jetzt das Befreiende an diesen Büchern: sie entlasten das Ich einen Augenblick vom Druck des Über-Ichs. Max und Moritz und Adamson sind dumm-schlau und grausam, wie wir uns alle irgendwo fühlen — aber der Humor lächelt dazu und wir lächeln mit, haben uns selbst wieder ein bißchen lieber und machen irgend eine Kleinigkeit besser, als wir sie ohne den lichten Augenblick gemacht hätten.

*

Denn auf der anderen Seite gibt es wohl nichts, was mehr zum Sündigen und Schlechtmachen zwingt, als der Druck eines überstrengen Gewissens. Mag die Tatsache der Über-Ich-Entwicklung unsere Kultur und ihre starken Charaktere ausmachen — das Schuldgefühl und das Strafbedürfnis führen über das Nützliche dieses Vorgangs hinaus; sie hemmen nicht nur, sie hindern auch das Bessermachen und das Wiedergutmachen geschehener Fehler. Und dieses Erbe der Menschheit, in jedem Individuum erneuert, setzt sich mit der Zunahme der modernen, säuberlichen, friedlichen und sozialen Ideale immer mehr in Widerspruch zur Ursprache der Triebe und wird bei der Güte der Erziehung immer grausamer gegen das eigene Ich. Die Spannung und Überempfindlichkeit der Seelen nimmt also immer

mehr zu. Wir können auch bemerken, daß all die Emanzipationen, zu denen unsere Zeit so energische Versuche macht, (seien sie sexueller, politischer, religiöser Natur), irgendwo scheitern, wo auch sie vom Unbehagen in der Kultur überwölkt werden — und sich in Rückschritte, in Wiederholungen früherer Zustände verwandeln. Die Rechnung war ohne das Über-Ich gemacht worden.

*

Die Pädagogen aber, soweit sie gewillt sind, sich psychologisch zu orientieren, sollten sicherlich keine Berechnung mehr ohne diesen Faktor machen. — Mir fällt da ein bewundernswertes Detail aus der Arbeit von Frau Montessori ein. Wir hören es im „Haus der Kinder" täglich: das Material, das uns umgibt, ist so ausgestaltet, daß es die Fehler automatisch und sachlich anzeigt — und die Lehrerin ist angehalten, das Kind, das an einer Aufgabe noch versagt, schweigend zu verlassen und nur eventuell für eine leichtere Aufgabe zu sorgen. Der Lehrvorgang gegenüber dem Kleinkind ist bei verständnisvoller Befolgung dieser Regel sozusagen „narrensicher" gemacht — die beiden Über-Ichs, des Lehrenden und des Lernenden, werden distanziert für eine Zeit, in der das Über-Ich des Kindes noch labil ist und seine wachsende Strenge sich besser nicht gerade an die ersten intellektuellen Erwerbungen anheften sollte. — Die Frage aber, welche Belastungen der Über-Ich-Bildung man dem Kind ersparen kann, ohne seine Gewissenskraft zu schwächen — das ist ja das Problem einer psychologisch orientierten Pädagogik.

Montessoris Lösung ist eine Lösung innerhalb eines Systems, aufgebaut auf der seltenen Verbindung von Intuition und Wissenschaftlichkeit. Schwerer ist es für u n s, aus den psychologischen Forschungen nun einzelne praktische Folgerungen zu ziehen. Hüten wir uns da, im Übereifer wieder allzu schnell unser gesetzgebendes Über-Ich sprechen zu lassen. Soll man z. B. Bilderbücher und Märchen[1] kurzerhand unterdrücken, weil sie uns gefährlich scheinen? Man mag es tun, nur soll man wissen, daß eine einzelne Handlung wenig bedeutet. Ein Kind, das durch ein Bilderbuch erschrickt, ist krank gewesen und hat nur auf eine Gelegenheit gewartet, es zu zeigen. Diese Gelegenheit aber hat es in der heutigen Welt überall — denn was in den Märchen liegt, liegt auch in der Luft. Der Erzieher aber soll wissen, w a s dabei vorgeht, wenn das Kind die Tendenzen gewisser Bücher nicht erträgt, er soll forschen und sich mit den Wegen vertraut machen, auf denen man die psychischen Zeichen der Zeit erkennt. Daß er dann einem schon erschrockenen oder besonders schreckhaften

1) Da ich auf das parallele Problem der Märchen abgewichen bin, möchte ich doch die Distanz dazu wieder herstellen. Das Volksmärchen ist dem Bilderbuch zwar in gemeinsamem Gebrauch verschwistert, aber es ist im Wesen von ihm distanziert durch Geschichte und Kunst. Unterscheiden wir gut die Äußerungen des modernen Menschen, der sich dem Kind zuwendet — und jene Fabelstoffe, die durch Jahrhunderte und Generationen durchgesickert und sozusagen filtriert sind. Sie wenden sich (wie der Humor) mit ihrer ausgleichenden Kraft an die Menschheit und nicht an die Kindheit im besonderen; und sie besitzen die magisch-feste Form, die von je die höhere Bedingung für ein linderndes Antasten des Unbewußten war.

Kind keine in irgendeinem Sinn sadistischen Bücher gibt, ist mehr eine heilpädagogische Frage als eine pädagogische.

Um sich rein pädagogischen Folgerungen zu nähern, bedarf es noch einer allgemeinen Erwägung, mit der ich schließen will. Das Kind bemerkt beim Erwachsenen nicht so sehr seine Handlungen als seine innere Tendenz. Was wir uns also an Haltung dem Kind gegenüber zurecht machen, wird weniger Einfluß auf es haben, als unsere Impulse — ob wir diese nun unterdrückt haben oder nicht. Die Kinder (wie die Tiere) wittern durch jede Schale hindurch das Wesen: seine grausame oder gütige, seine starke oder unsichere Tendenz. Ob wir daher hart oder gütig, suggestiv oder beobachtend erziehen wollen — vor allem müssen wir es mit unserem Inneren können. D. h.: es muß der Beziehung unseres Ichs zu unserem Über-Ich entsprechen. In der Art dieser Beziehung liegt das Ende und der Anfang aller Möglichkeiten, dem Kind eine wahrhaft andere Umwelt zu schaffen.

Zur Entstehungsgeschichte „sozialer Minderwertigkeitsgefühle"

Von Dr. Frieda Fromm-Reichmann, Heidelberg

Zu den häufigen seelischen Konflikten, um derentwillen der psychologisch geschulte Pädagoge in Anspruch genommen wird, gehört ein Symptom, das im Bewußtsein von Kindern und Erwachsenen als „soziales Minderwertigkeitsgefühl" erlebt wird, wobei diese Kinder unter vermeintlichen Zurücksetzungen wegen des Berufes, der gesellschaftlichen Stellung oder der wirtschaftlichen Lage ihrer Familie, insbesondere des Vaters, leiden.

Solche Kinder ziehen sich in auffälliger Weise von Kameraden und Lehrern, Verwandten und Freunden zurück. In schweren Fällen kann das Seelenleben des Kindes ganz von der Aufgabe beherrscht sein, mit großem Affektaufwand allen Situationen auszuweichen, in denen Fragen nach seiner Herkunft auftauchen könnten. Und wenn es nun keinen psychologisch geschulten Helfer findet, so kann seine ganze Persönlichkeitsentwicklung aufs empfindlichste davon beeinträchtigt werden: es wird scheu, in sich gekehrt und verschlossen und scheint ständig unter dem Druck eines schwer tragbaren peinlichen Geheimnisses zu stehen.

Persönlicher Zuspruch im Sinne der alten rationalen Pädagogik bleibt naturgemäß wirkungslos. Auch die Auflösungsversuche der sozialen Minderwertigkeitsgefühle als eines Ausdrucks des „Geltungsbedürfnisses", des „Willens zur Macht" nach dem Vorgange Adlers dürften den meisten Kindern wenig nützen. Der psychoanalytisch geschulte Pädagoge wird infolge seiner Erfahrungen mit anderen seelischen Kinderkonflikten auch den „Sozialen Minderwertigkeits"-Komplex als

Ausdruck eines unbewußten kindlichen Triebkonflikts bewerten, welcher in der Deckform eines rational begründeten Konflikts zur Darstellung kommt. Und er wird ihn durch Psychoanalyse oder durch psychoanalytisch orientierte Aussprachen mit jedem einzelnen Kinde, das sich ihm anvertraut, aufzudecken suchen.

Ich hatte Gelegenheit, zwei erwachsene Personen psychoanalytisch zu behandeln, deren „soziales Minderwertigkeitsgefühl" in der Kindheit nicht beobachtet, geschweige denn behandelt wurde. In beiden Fällen wurde es zum zentralen Symptom einer schweren Neurose.

Eine kurze Mitteilung über die Ergebnisse der Analyse wird den Lesern dieser Zeitschrift vielleicht willkommen sein und sie bestimmen, in ähnlich gelagerten Fällen nach der unbewußten Determinierung des „sozialen Minderwertigkeitsgefühls" mit der speziellen Fragestellung zu suchen, die an meinen Patientinnen gewonnen werden konnte:

Der erste Fall betrifft eine dreißigjährige Frau von sehr gutem Persönlichkeitsniveau, ausgezeichneter Allgemeinbildung, starken künstlerischen Interessen, eine schöne, gepflegte Erscheinung mit gewandten Umgangsformen. Zu unserem Erstaunen nennt diese Frau, die dem äußeren Eindruck nach für eine führende Rolle in ihren gesellschaftlichen Kreisen prädestiniert scheint, unter anderen Symptomen (die im Rahmen dieser Darstellung unerörtert bleiben können) als Hauptklage, sie sei völlig unfähig, den gesellschaftlichen Verpflichtungen nachzukommen, welche der Beruf des Mannes ihr auferlegt, der ein sehr angesehener Industrieller ist.

Schon als Kind habe sie, wo sie hinkam, gefürchtet, nach dem Beruf ihres Vaters gefragt zu werden, den sie sorgfältig verheimlichen müsse. Er sei beamteter Tierarzt im deutschsprachigen Ausland gewesen, und das sei doch, wie sie heute erst recht wisse, ein minderwertiger, beschämender Beruf, den zu nennen kompromittierend sei. Ihr ganzes Leben hindurch habe sie unter der Schande ihrer „gewöhnlichen Herkunft" gelitten, und der Druck sie geheimzuhalten, ja die Angst vor dem bloßen Wort „Tierarzt", belaste sie mit den Jahren immer mehr. Wenn heute im Bekanntenkreise über Herkunft, elterliche Familie und dgl. gesprochen werde, bekomme sie Herzklopfen und erröte aus Angst, nun auch von ihrem Vater sprechen und sagen zu müssen, daß er Tierarzt war. Am schlimmsten sei es, wenn sie neue Menschen kennen lernen solle; dem entziehe sie sich meist aus Angst zu erröten, wenn sie nach ihrem Vater gefragt werde und das Wort Tierarzt aussprechen müsse, das sie übrigens auch in keinem anderen Zusammenhang ohne Angst über die Lippen bringen könne.

Ihr Mann habe aus geschäftlichen Gründen für einige Jahre mit der Familie in die Fremde übersiedeln wollen, habe aber davon Abstand nehmen müssen, weil sie sich außerstande fühle, sich in ein ganz fremdes Milieu einzuleben, wo sie sicher jedem über ihre Herkunft und damit über den Beruf ihres Vaters Rede und Antwort stehen müsse. Es sei ihr leid, ihren Mann an der Durchführung seiner Pläne hindern zu müssen, aber sie sei überzeugt, — so fügt sie weinend hinzu, — daß ein Mann, der die Tochter eines Tierarztes geheiratet habe, sich ohnehin in einem fremden Land nicht durchsetzen könne. In Wirklichkeit genießt die Patientin selbst allgemein große Wertschätzung, und auch ihr Vater hatte, wiewohl er Quartalstrinker war, eine sehr angesehene gesellschaftliche Stellung und spielte eine führende politische Rolle in seinem Kreise; was die Patientin selbst weiß und im Laufe der Analyse mit vielen Beispielen belegt. Die Trunksuchtsanfälle wurden ihm offenbar in jener

Gegend, aus der die Patientin stammt, weil dort sehr reichlicher Alkoholgenuß allgemein üblich war, keineswegs als Makel angerechnet.

Hinweise auf diese Tatsache vermochten die quälenden Minderwertigkeitsgefühle und die dauernde lähmende Angst ebensowenig zu entkräften wie die rationalen Aufklärungs- und Vermittlungsversuche verschiedener Psychotherapeuten.

Es mußten also tiefe, unbewußte Triebschichten sein, in welchen die „Tierarzt-Angst", wie sie das Symptom später selbst nannte, verankert war. Die analytische Arbeit von sieben Monaten gab darüber folgende Aufschlüsse:

Schon als dreijähriges Kind war die Patientin häufig von ihrem Vater bei seinen beruflichen Fahrten über Land mitgenommen worden. Einzelne Erlebnisse auf diesen gemeinsamen Ausflügen tauchen im Laufe der Analyse mit zunehmender Deutlichkeit in verschiedenen Zusammenhängen immer wieder auf: so, *daß der Vater auf einer sonnigen Wiese hinter einem großen Tier („ich glaube, es war ein Pferd oder auch eine Kuh") gestanden und uriniert habe. Der Urinstrahl habe in der Sonne geleuchtet, und dann habe sie hoch in die Höhe zum Gesicht des Vaters mit seiner goldgeränderten Brille gesehen, die auch in der Sonne geleuchtet habe, und gedacht: wie groß ist doch der Vater. („Ich sehe mich noch heute, wie klein ich da vor ihm stand, in einem blauen Kattunkleidchen mit gelben Tupfen"*, fügt sie hinzu.)

Zuweilen sei der Vater bei den gemeinsamen Fahrten eine Zeitlang fortgegangen und habe sie allein am Wagen warten lassen. Er sei dann betrunken zurückgekommen, habe mehrfach vor ihr uriniert, ihr dann sein Glied in die Hand gegeben und sie aufgefordert, es zu streicheln. Sie erinnert sich noch genau, wie sie gedacht habe, was der Vater da hat, ist wie bei einem großen Tier, und wie sie an das Glied von Pferden oder den Euter von Kühen gedacht habe. Auch hört sie noch heute den Klang der Worte des Vaters: „Na, das macht Dir wohl Spaß? Wenn Du es niemandem erzählst, darfst Du es öfter machen. Aber bestimmt keinem sagen, das ist unser Geheimnis."

Wie häufig solche Szenen waren, weiß sie nicht; eine sichere Erinnerung hat sie an zwei Fälle, deren Begleitumstände (Landschaft, Ortsnamen, Tageszeit usw.) sie genau zu beschreiben weiß, und die nachkontrolliert werden konnten. Sie müssen sich vor ihrem sechsten Lebensjahr zugetragen haben. Denn als sie fünf Jahre alt war, wurde eine Schwester geboren, und seitdem wurde sie nicht mehr vom Vater mitgenommen, sondern blieb in der Obhut der gemeinsamen Kinderfrau, bis sie im Alter von sechs Jahren in die Schule kam.

Nach einer anderen Erinnerung, die sie mit Wahrscheinlichkeit ins vierte Lebensjahr, jedenfalls auch noch in die Zeit der gemeinsamen Fahrten verlegt, *sieht sie den Vater auch hinter einem großen Säugetier stehen und mit seiner Hand und dem ganzen Unterarm in die Darmausgangsöffnung des Tieres hineingreifen. Sie denkt dazu: „wie kann das alles in das Tier hinein"*.

Eine weitere in Träumen und Einfällen immer wiederkehrende Erinnerung bezieht sich auf ein Erlebnis *am Waldrande mit einem alten Mann, „dem Müller, in dessen Mühle wir damals vorübergehend wohnten"; „oder"* — bei wiederholten Reproduktionen des Erlebnisses — *„vielleicht war es auch der Vater? Das weiß ich nicht. Jedenfalls stand in der Ferne vor der Mühle die Mutter; ich sehe sie noch ganz genau so vor mir, wie sie damals aussah, mit schwarz gescheiteltem Haar (heute ist sie natürlich weiß), und ich dachte, ob sie wohl böse wird, wenn sie herübersieht, und hatte große Angst. Ich sehe auch noch die Mühle und einen feuchten Fleck an der Giebelwand, den ich vom Waldrand aus sehen konnte. Der alte*

Mann urinierte vor mir und fragte dann, ob ich auch „pissen" wolle; er werde mir behilflich sein. Ich erschrak sehr; denn ich hatte das Wort noch nie gehört, und ich wollte davonlaufen. Der Mann hielt mich zurück und sagte, ich brauche doch keine Angst zu haben".

Diese Einfälle zeigen zunächst, wie unserer Patientin in den Kinderjahren (drittes bis fünftes Lebensjahr), die schon normalerweise bei allen Kindern von den aus der Ödipussituation stammenden Wünschen nach der Liebesbeziehung zum Vater bestimmt sind, durch das Verhalten ihres Vaters ein ungewöhnlich großes Maß an Erfüllung ihrer Ödipuswünsche zuteil wurde, bis ihr als Fünfjähriger nach der Geburt einer jüngeren Schwester plötzlich alle bisherigen Wunscherfüllungen versagt blieben. (Der Vater nahm sie nicht mehr mit, und sie mußte mit der Kinderfrau und der kleinen Schwester zu Hause bleiben.) Bis dahin aber durfte sie immer wieder allein mit ihm über Land fahren, durfte ihm bei den verschiedensten intimen Verrichtungen und Manipulationen mit dem männlichen Geschlechtsteil zuschauen. Sie durfte schließlich auch das Glied des Vaters streicheln und diese Tatsache als gemeinsames sexuelles Geheimnis (vor der Mutter) mit ihm teilen.

Bei einer solchen künstlichen Verstärkung der Ödipussituation müssen wir damit rechnen, daß der Ödipuskomplex nicht realitätsgerecht bewältigt wird, sondern daß Fixierungsstellen auf der gekennzeichneten kindlichen Triebentwicklungsstufe (drittes bis fünftes Lebensjahr) bestehen bleiben und zur neurotischen Erkrankung führen. Und so entsteht die Frage, ob die Ängste, Schuldgefühle und Minderwertigkeitsgefühle, über die unsere Patientin als erwachsener Mensch in der Einkleidung des „sozialen Minderwertigkeits"-Komplexes klagt, ohne daß ihre reale Situation ihr irgendwelchen Anlaß dazu bietet, nicht Schuldgefühle sind, die aus ihrem unbewältigten Ödipuskonflikt stammen.

Um diese Frage beantworten zu können, müssen wir den speziellen Inhalt der Kindheitserlebnisse, welche den Ödipuskonflikt möglicherweise bei ihr fixieren halfen, auf der einen Seite, den Inhalt ihrer Ängste auf der anderen Seite einer vergleichenden Betrachtung unterziehen: Da muß uns denn zunächst auffallen, wie wichtig der Kindheitseindruck des hinter dem Tier stehenden (urinierenden oder in den Darm des Tieres hineingreifenden) Arztes für unsere Patientin war, eine Position, welche, wie die Analyse ergab, für das Unbewußte des Kindes auch zugleich in der Wortbildung Tier-Arzt (= Arzt hinter Tier) ihren Ausdruck fand.

Nicht eruieren ließ sich dabei, ob die Erinnerung an den in den Darm eingeführten Arm einen geburtshilflichen Eingriff bei einem Tier betraf, dem sie in einem Alter zuschaute, wo das Kind die Existenz der Scheide noch nicht kennt, oder ob die ganze Erzählung unter Verwendung der im Unbewußten durchaus geläufigen Vertauschung der Glieder — Arm = männliches Glied — eine Deckerinnerung für einen zwischen Tieren oder Menschen beobachteten Koitus ist. Jedenfalls aber hatte sie immer wieder Gelegenheit, das Glied des Vaters zu sehen, das sie mit ihr bekannten Teilen eines Tieres (Glied des Pferdes, Euter der Kuh) verglich, und den Vater beim Urinieren zu beobachten (Szene hinter der Kuh, Szene nach dem Trunk, Szene mit dem alten Mann am Waldesrand).

In der Szene hinter der Kuh macht besonders die Größe des väterlichen Gliedes auf das kleine Mädchen einen starken Eindruck, was auf die Gesamtkörpergröße des Vaters verschoben wird. (Entfernung zwischen dem in der Sonne glänzenden Urinstrahl und dem Gesicht des Vaters mit der sonnenbeglänzten goldenen Brille für das davorstehende kleine Mädchen.) Hiernach können wir verstehen, wie im Unbewußten des Kindes die Gleichung großes Glied des Vaters = Glied des großen Tiers, und (pars pro toto) = „Tier" entstand. Und in der Tat tritt in ihren Träumen, Einfällen und Phantasien das „Tier" immer in der Bedeutung des männlichen (d. i. väterlichen) Gliedes auf.

Diese Gleichsetzung wird uns verständlicher, wenn wir bedenken, daß das Kind mit seiner größeren Nähe zur Natur und seiner größeren Fremdheit gegenüber den Erwachsenen den Unterschied seiner Beziehung zu Mensch und Tier überhaupt noch nicht so ausgeprägt erlebt wie der reifere Mensch. Es verhält sich dazu vielmehr ähnlich wie viele Primitive, die ja im Tier sogar ihren Stammgott verehren. Auch die Tierphobien der Kinder, für die Freud uns ein klassisches Beispiel in der Analyse des kleinen Hans[1] dargestellt hat, der seinen Haß gegen den Vater auf das Pferd verschiebt, bestätigen die Möglichkeit dieses allgemeinen Mechanismus, dem auch unsere Patientin bei der speziellen Gleichsetzung väterliches Glied = Tierglied = Tier gefolgt ist.

Nun knüpfen sich aber an das Glied des Vaters als zentralster Kindheitseindruck die manuellen Berührungen, zu denen der Vater das kleine Mädchen verführte; und diese Berührungsszenen wurden vom Vater selbst als Geheimnis, d. h. als verboten hingestellt, indem ihre Wiederholung nur um den Preis ihrer Geheimhaltung in Aussicht gestellt wird.

Dadurch erhalten zugleich alle anderen Erlebnisse und Erinnerungen, die an das Glied des Vaters, an das „Tier", an den „Tierarzt" anknüpfen, einen geheimnisvollen, d. h. verbotenen und schuldhaften Charakter; dies umsomehr, als die Forderung des Vaters nach Geheimhaltung der Verführungsszene ja gewiß nicht die erste und einzige sexuelle Einschüchterung ist, die das kleine Mädchen erfahren hat, wenn sie auch kein weiteres spezielles Erinnerungsmaterial produzieren kann. Auch braucht das durch die väterliche Forderung in der Patientin erweckte individuelle Schuldgefühl nur an das bei jedem Kinde stammesgeschichtlich vorgebildete Schuldgefühl anzuknüpfen.[2]

Einen deutlichen Ausdruck finden diese Schuldgefühle des Kindes in der Szene, wo sie dem „Müller" oder „alten Mann am Waldrand" beim Urinieren zuschaut und große Angst hat, die Mutter könnte sie sehen und böse werden. In diesem Einfall kommt zum Ausdruck, daß die Schuldgefühle unserer Patientin nicht nur ihren sexuellen Erlebnissen mit dem Vater als solchen, sondern speziell dem schlechten Gewissen wegen der (als rivalisierend und „böse" phantasierten) Mutter galten. Dies wird im Lauf der Analyse noch durch eine ganze Serie weiterer Einfälle bestätigt, welche als unspezifischer Ausfluß der normalen

1) Vgl. Freud, Ges. Schriften, Bd. VIII.
2) Vgl. Freud, Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. Ges. Schriften, Bd. V.

Ödipusrivalität des kleinen Mädchens hier nicht ausdrücklich mitgeteilt werden sollen.

Noch ein anderes Moment hat den verbotenen und geheimen Charakter der sexuellen Erlebnisse mit dem Vater sehr verstärkt: Die Verführungsszenen fanden statt, wenn der Vater berauscht war. Kam er aber einmal berauscht nach Hause, so versuchte die Mutter, den Vater versteckt zu halten, und man bekam ihn nur zu sehen, wenn er austreten mußte (für das Kind: wenn er urinieren mußte, wie sie es draußen so oft gesehen hatte). Sein Zustand — der gleiche Zustand also, in dem die sexuelle Verführung des Kindes stattgefunden hatte — wurde von der Mutter als peinlicher Makel hingestellt und vor jedermann zu verheimlichen gesucht. Auch der Patientin wurde aufs strengste von der Mutter eingeschärft, daß sie unter keinen Umständen darüber sprechen dürfe, — und dies Verbot wirkte natürlich auch verschärfend auf den Inhalt des väterlichen Gebotes zurück, die im Rausch vollzogenenen Verführungsszenen geheim zu halten und zu verschweigen[1].

So war das kleine Mädchen im Alter von drei bis fünf Jahren erfüllt von Schuldgefühlen, Schweige-Verpflichtungen und Ängsten wegen ihrer sexuellen Erlebnisse mit dem „Tier-Arzt" und dem „Tier" des Arztes. Aber gleichzeitig stellten diese Erlebnisse ja eine so großartige Erfüllung ihrer Ödipuswünsche dar, daß sie die Fixierung der Triebentwicklung dieser Jahre und damit auch der mit jener Triebentwicklungsstufe verknüpften Ängste und Schuldgefühle bewirken mußten.

Als dann das kleine Mädchen nach dieser Vorgeschichte zu Beginn ihres sechsten Lebensjahres, nach der Geburt der kleinen Schwester, plötzlich von allen Befriedigungen ihrer Ödipuswünsche mit dem „Tierarzt" abgeschnitten wurde, da mußte das ein unerträgliches Versagungserlebnis für sie darstellen. Dies um so mehr, als es gerade in das Lebensalter fiel, wo die Einsicht von der Unerfüllbarkeit der Ödipuswünsche ein Kind auch normalerweise vor eine schwer zu bewältigende Verzichtleistung stellt. Und sie mußte auf den damit für sie verbundenen Entzug des „Tieres" und der Liebe des Tierarztes wie jedes kleine Mädchen antworten, dem die Bewältigung seiner Ödipuswünsche in der Zeit ihres normalerweise vorgesehenen Unterganges nicht gelingt, wenn ihnen vorher ein Übermaß an Erfüllung zuteil wurde, nämlich mit neurotischen Minderwertigkeitsgefühlen. (Der Vater liebt mich nicht mehr; er entzieht mir sein Glied, also bin ich minderwertig.) Diese Minderwertigkeitsgefühle bleiben bestehen, solange ihre Ursache, der unerledigte Ödipuskomplex, bestehen bleibt. So bilden sie auch bei unserer Patientin, zusammen mit den psychischen Folgeerscheinungen der vorangegangenen sexuellen Erlebnisse, den Ängsten und Schuldgefühlen, die Symptome, welche, um den Tierarztkomplex als Spezialform ihres

1) Hier läge außerdem die Vermutung einer unbewußten Gleichsetzung von alkoholischem und sexuellem Rauscherlebnis nahe, die wir bei einem erwachsenen Menschen in analoger Situation gewiß zu erwarten hätten. Das Einfallmaterial unserer Patientin aus jener Kinderzeit bietet aber keine Anhaltspunkte für eine Deutung in dieser Richtung.

unerledigten Ödipuskomplexes gruppiert, unter dem ihr bewußten Bilde „sozialer Minderwertigkeitsgefühle“ in ihre ganze Lebensgestaltung so stark beeinträchtigend eingreifen konnten, wie wir dies weiter oben ausgeführt haben. Ihr Ausdruck ist es also, wenn sie ihre Abstammung von einem Tierarzt verheimlichen muß, vor Scham errötet und Herzklopfen bekommt, sobald sie fürchtet, aussagen zu müssen, daß ihr Vater den sozial minderwertigen Beruf eines Tierarztes hatte, wenn sie der Bekanntschaft mit neuen Menschen aus dem Wege geht, um ihr Geheimnis wahren zu können, selbst wo sie und ihre Familie dadurch lebenswichtige Schädigungen erleiden.

Was die Patientin im Unbewußten noch heute fürchtet, ist also nicht der Verrat ihrer Abstammung von einem Tierarzt, sondern das Geständnis ihrer verbotenen sexuellen Erlebnisse mit dem Vater, welche das Wort Tierarzt, wie wir sahen, mehrfach determiniert. Was sich vor ihrem Bewußtsein als soziale Ängste und soziale Minderwertigkeitsgefühle darstellt, sind also in Wahrheit die Schuldgefühle und Minderwertigkeitsgefühle, welche ihren unbewältigten Ödipuswünschen und den sexuellen Kindheitserlebnissen entstammen. Anders ausgedrückt, der soziale Minderwertigkeitskomplex unserer Patientin ist nichts anderes als eine Verhüllungsform ihres unerledigten Ödipuskomplexes = „Tierarzt“-Komplexes[1].

Als therapeutische Bestätigung dieser Deduktionen darf ich hinzufügen, daß die Patientin ihre sozialen Minderwertigkeitsgefühle nach der analytischen Auflösung ihres unbewußten Sinns und ihrer unbewußten Determinierung verloren hat und sich durchaus nicht mehr scheut, das Wort „Tierarzt“ auszusprechen und über ihre Herkunft, ihre elterliche Familie und den Beruf ihres Vaters Auskunft zu geben. Seit einigen Jahren ist sie mit ihrer Familie ins Ausland übergesiedelt, und die gesellschaftliche Einordnung in den neuen Menschenkreis hat ihr nicht die geringsten Schwierigkeiten bereitet.

Ähnlich liegt die Situation bei unserer zweiten Patientin:

Es ist eine junge Russin in einer angesehenen beamteten Stellung, die sie zur vollen Zufriedenheit ihrer Vorgesetzten ausfüllt. Sie kommt in die psychoanalytische Sprechstunde nach einem schweren aktuellen Konflikt, der ihre, vorher latente, neurotische Symptomatik so stark zum Aufflackern brachte, daß sie ärztlicher Hilfe bedurfte. Nachdem sie alle Einzelheiten des auslösenden Konfliktes in der gleichen ruhig-sachlichen, gelassenen und zurückhaltenden Form dargestellt hat, die ihr Gesamtverhalten kennzeichnet, beantwortet sie eine Frage der Analytikerin nach ihrer Vorgeschichte ganz unvermittelt mit einem lauten Aufschrei, dem lang anhaltendes Schluchzen folgt.

„Nein, was ich aus meiner Vorgeschichte erzählen müßte“, ruft sie dann noch immer laut weinend aus, „das kann und kann ich Ihnen nicht sagen. Das habe ich in meinem ganzen Leben noch niemandem preisgegeben!“ Und dabei blieb es auch

---

1) Es läge auch nahe, die Trunksucht des Vaters als solche an Stelle der durch sie mit bestimmten frühkindlichen Sexualerlebnissen für die mit der Abstammung rationalisierten Minderwertigkeitsgefühle der Patientin verantwortlich zu machen. Allein wir haben keine Ursache dies zu tun, da die Analyse keinerlei Bestätigung für eine solche Annahme brachte.

während dieser ersten Besprechung, in der die Patientin sich sonst zu allen sie bewegenden Fragen sehr offen und rückhaltlos äußerte.

Sie klagt darüber, daß sie sich dauernd dienstlich zurückgesetzt und nicht voll genommen fühle, obwohl objektiv nicht die mindeste rationale Veranlassung zu ihren Beeinträchtigungsgefühlen gegeben ist. Die Angst, von ihren Vorgesetzten übergangen oder von ihren Kollegen ausgeschaltet zu werden, sei nichtsdestoweniger immer quälend in ihr lebendig und werde zuweilen so heftig, daß sie bald zu einer völligen Lähmung ihrer Arbeitsfähigkeit, bald umgekehrt zu einer derart überkompensatorischen Anspannung ihrer Kräfte führe, daß sie nach einigen Arbeitsstunden völlig erschöpft zusammenbreche.

Als Ursache der vermeintlichen Zurücksetzung betrachtet auch sie die Tatsache ihrer „entsetzlichen Herkunft". Wenn sie auch alles dazu tue, um diese zu verheimlichen, so merken ihr die Vorgesetzten und Mitarbeiter doch sicher an, aus welchem „schmählichen Milieu" sie stamme, auch ohne daß sie jemals darüber spreche. Bei solcher Abstammung sei man eben „sozial minderwertig"; dagegen nützen alle Versuche nichts, seine Abstammung zu verheimlichen. „Auch Sie werden mich gewiß nicht mehr behandeln wollen", sagt sie in einer der ersten psychoanalytischen Sitzungen, „wenn Sie erst wissen, was mein Vater war." Es folgen dann Berichte darüber, wie sie ihr ganzes Leben gewissermaßen in den Dienst der Aufgabe gestellt habe, den Beruf ihres Vaters zu verheimlichen, und wie sie dauernd von der Angst verfolgt war, darüber etwas aussagen zu müssen. Sie habe mehrere Ehemöglichkeiten nicht verwirklicht aus Angst, der Verlobte erfahre vor der Eheschließung aus ihren Papieren den Beruf ihres Vaters — und dann müsse er ja notwendigerweise seine Eheabsichten aufgeben.

Nach einigen Sitzungen ringt sie sich dann schließlich die Mitteilung ab, ihr Vater sei russischer Grundbesitzer gewesen und habe, um eine wirtschaftliche Stütze für die Güter zu gewinnen, die er verschuldet ererbt hatte, dem Gut, auf dem die Familie lebte, als die Patientin etwa drei oder vier Jahre alt war, einen ländlichen Laden mit Alkoholausschank angegliedert; dies war, wie sich aus späteren Angaben der Patientin ergab, in der dortigen Gegend mit ihren weit auseinanderliegenden einzelnen Gütern und Gehöften keineswegs etwas außergewöhnliches, und im Falle ihres Vaters um so mehr gerechtfertigt und von den Leuten der Umgegend, bei denen er großes Ansehen genoß, gebilligt, als er mit Hilfe der Einnahmen aus dem Alkoholausschank in der Tat erreichte, daß seine Güter erfolgreicher bewirtschaftet und schuldenfrei wurden.

Aber die Mutter und die mütterlichen Verwandten, aus deren Familie die Güter stammten, schalten sehr auf den Vater und protestierten häufig in Gegenwart des drei- bis vierjährigen Kindes gegen die Errichtung des Ladens und vor allem des Ausschanks auf ihrem früheren Gute. Der Erfolg bei dem kleinen Mädchen war, daß sie sich im Sinne ihrer ohnehin vorhandenen normalen Ödipusbindung ganz auf die Seite des bekämpften Vaters schlug und von der Phantasie beherrscht war, Verkäuferin oder Kellnerin zu werden, um dem armen Vater an Stelle der Mutter, die auf ihn schalt und ihn also nicht verstand, tüchtig in seinem angefochtenen Laden helfen zu können.

Das weitere Einfallsmaterial der Patientin berichtet, daß der Vater selbst bald anfing, an den Trinkgelagen seiner Gäste und Kunden teilzunehmen, und daß das kleine Mädchen von den Fenstern des Gutswohnhauses aus häufig Gelegenheit hatte, ihrem Vater und seinen berauschten Gästen teils bei ihren Urinentleerungen, teils

beim Ordnen ihrer Kleidung vor oder nach der Entleerung auf dem Gutshof zuzuschauen. Diese lustvollen Beobachtungen mußten natürlich aus den am Beispiel der vorigen Patientin dargelegten Gründen starke Schuldgefühle in dem kleinen Mädchen auslösen, die es veranlaßten, seine Schau-Erlebnisse sorgfältig vor seiner gesamten Umgebung zu verheimlichen.

Als die Patientin vier oder fünf Jahre alt war, hatte sich der Vater selbst zum Trinker entwickelt. Sie begriff nach Gesprächen zwischen den Eltern, die sie belauschte, und an Hand der Selbstbeschuldigungen und Depressionen, mit welchen der Vater auf jeden Rausch reagierte, daß es sich dabei um eine peinliche und verbotene lustvolle Versuchung für ihn handelte, gegen die er sich nicht zu wehren vermochte. Und sie verknüpfte die Schuldgefühle des Vaters über seine Trunkenheit assoziativ mit ihren eigenen Schuldgefühlen über die verbotene Befriedigung ihrer Schaulust an den trunkenen Männern im Gutshof. Deshalb versuchte sie auch, die Trunksucht des Vaters ebenso zu verheimlichen wie ihre Schau-Erlebnisse; z. B. entfernte sie sich unter allen möglichen Vorwänden mit ihren Gespielinnen aus dem Hause, wann immer auch nur mit der Möglichkeit gerechnet werden konnte, daß der Vater betrunken heimkommen werde, (womit sie zugleich eine Reaktionsbildung gegen die eigene Schaulust vollzog). Damit wurde die Trunksucht des Vaters für das Unbewußte des kleinen Mädchens erstens zu einem Mittel, sich auf dem Wege über die gemeinsamen Schuldgefühle mit dem Vater zu identifizieren, zweitens zu einem gemeinsamen Geheimnis zwischen ihr und dem Vater, das wohlgeeignet war zur Vertiefung ihrer zärtlichen Bindung an den nun noch öfter als früher von den mütterlichen Verwandten gescholtenen Vater.

Die Depressionen des Vaters in rauschfreien Zeiten gingen bald so weit, daß er, vielleicht auch mitbestimmt von den Vorwürfen der Angehörigen, wiederholt drohte, Selbstmord zu begehen. Bei einer dieser Drohungen, die in das fünfte Lebensjahr der Patientin fielen, rief die Mutter, die sich ohnmächtig fühlte, den Vater von seinem Vorhaben abzubringen, die Patientin mit den Worten zu Hilfe: „Rette Du uns den Vater! Dich liebt er am meisten. Du hast den größten Einfluß auf ihn.“ In der Tat gelang es dem kleinen Mädchen, den Vater zurückzuhalten, und die doppelte Erfüllung ihrer Ödipuswünsche, welche dieses eindrucksvolle Erlebnis in sich schloß, — Beeinflussung des Vaters als erfolgreiche Rivalin der Mutter und Bestätigung seiner besonderen Liebe durch die Mutter — vertiefte ihre Liebesbindung an den Vater noch mehr.

Die realitätsgerechte Lösung der so sehr verstärkten Bindung an den Vater und der sie begleitenden Rivalitätshandlung gegenüber der Mutter ist der Patientin denn auch, wie die weitere Analyse ergibt, bis zum Zeitpunkt ihrer akuten Erkrankung, um derentwillen sie den Analytiker aufsucht, noch keineswegs gelungen. Vielmehr ist ihr Triebleben zu dieser Zeit noch beherrscht von den Auswirkungen ihres unbewältigten Ödipuskomplexes: mit der besonderen Note der Liebesbindung an einen von der verständnislosen Mutter und ihrer Familie bekämpften Vater, dem die Patientin beruflich helfen wollte, dem sie als die ihm liebste Persönlichkeit das Leben retten konnte, mit dem sie sich ferner durch eine gemeinsame Schuld (seine Trunksucht — ihre Schaulustbefriedigung an Trunkenen), durch gemeinsame Schuldgefühle und durch das gemeinsame Bedürfnis nach Verheimlichung ihrer Schuld verbunden fühlte, und mit dem sie sich wegen der gleichen Schuld und des gleichen Bedürfnisses, diese Schuld zu verheimlichen, identifizierte.

Wenn sie demnach im Bewußtsein ihr Leben so zwanghaft in den Dienst der Verheimlichung ihrer Herkunft stellt, so ist diese Haltung auch bei ihr, wie bei der vorigen Patientin, nicht etwa wirklich eine Folge des zu verheimlichenden Alkoholausschanks oder der Trunksucht des Vaters als solcher, sondern sie ist durch ihren unbewußten Kindheitswunsch bestimmt, ihre verbotene Objektbindung an den Vater und ihre und des Vaters gemeinsame Schuld, welche durch seine Trunksucht determiniert sind, zu verheimlichen. Diese Deutung ihres Verhaltens wird durch alle hierher gehörigen Einfälle und Träume sowie durch das unmittelbare Evidenzerlebnis und Entlastungsgefühl der Patientin bei der Deutung bestätigt.

Durch diese tiefsitzende triebliche Determinierung wird auch die Unfähigkeit der sonst recht lebensklugen Patientin verständlich, ihre „sozialen Minderwertigkeitsgefühle" rational einzuordnen; ebenso die Erregungszustände, mit denen wir sie z. B. die Frage nach ihrer Vorgeschichte in der ersten Besprechung mit dem Analytiker beantworten sahen. Auch sie gelten demnach den Schuldgefühlen wegen ihrer unbewältigten Ödipusbindung, von denen ihre Vorgeschichte (= Kindheitsgeschichte) als dem Kernkomplex bis heute ganz beherrscht ist.

Die Zurücksetzungen schließlich, welchen die Patientin wegen ihrer „sozialen Minderwertigkeit" dauernd ausgesetzt zu sein glaubt, dürften als unbewußte Wiederholung der Zurücksetzung gedeutet werden, welche sie den Vater, mit dem sie sich ja als Schuldige identifiziert, durch die mütterlichen Verwandten erleiden sah. Außerdem ergab die Analyse, daß es phantasierte Strafen waren, welche sich die Patientin unbewußt aus ihren eigenen Schuldgefühlen heraus auferlegt.

Auch bei dieser Patientin können also die sozialen Minderwertigkeitsgefühle, die mit der von ihr als fragwürdig und verheimlichenswert erlebten Abstammung verlötet sind, als unmittelbare Abkömmlinge des Ödipuskomplexes gedeutet werden, dessen normale Auflösung durch schwerwiegende, mit der Herkunft zusammenhängende, d. h. durch den trunksüchtigen Vater bestimmte Kindheitserlebnisse verhindert worden war. Mit Hilfe dieser Einsicht gelang auch bei ihr eine therapeutisch wirksame psychoanalytische Auflösung der sozialen Minderwertigkeitsgefühle.

Wir haben bei der Darstellung unserer beiden kleinen Bruchstücke zweier psychoanalytischer Behandlungsgeschichten aus Gründen der Konzentration auf die besondere Fragestellung, um derentwillen wir sie mitteilen, nur diejenigen Einfälle und Deutungen herausgegriffen, die wir für das Verständnis unseres speziellen Zusammenhanges unbedingt brauchten. Das gesamte übrige Einfallsmaterial fügt sich aber lückenlos in den Rahmen unserer an den mitgeteilten Daten dargestellten Deutungen.

In beiden Fällen wurde die Fixierung der Patientinnen auf der durch die Ödipussituation gekennzeichneten Triebentwicklungsstufe durch schwerwiegende sexuelle Kindheitserlebnisse hervorgerufen, welche mit der Trunksucht des Vaters in ursächlichem Zusammenhang standen.

Wenn Kinder aus einem Trinkermilieu psychische Störungen zeigen, z. B.

an „sozialen Minderwertigkeitsgefühlen“ leiden, die scheinbar der Scham über die Trunksucht des Vaters als solcher entstammen, so darf sich der psychoanalytisch orientierte Pädagoge demnach mit diesem rationalen Tatbestand nicht zufrieden geben, sondern er wird immer prüfen müssen, ob nicht schädigende sexuelle Kindheitserlebnisse, denen die betreffenden Kinder infolge der Trunksucht des Vaters ausgesetzt waren, ihre seelischen Störungen ausgelöst haben. Damit haben wir im Prinzip nichts Neues ausgesagt, aber an neuen Beispielen die großartige symptombildende Kraft des Ödipuskomplexes aufgezeigt und auf eine seiner möglichen Verhüllungsformen unter dem Bilde des „sozialen Minderwertigkeits“-Komplexes hingewiesen, deren Kenntnis für den psychoanalytischen Pädagogen von praktischem Interesse sein dürfte.

Die Zwangsbefürchtung vom Tode des gleichgeschlechtlichen Elternteils

Von Dr. Eduard Hitschmann, Wien

Wenn ich diese von mir[1] benannte Neurose hier für weitere Kreise bespreche, geschieht dies nicht nur wegen der praktischen Wichtigkeit dieses nicht seltenen Krankheitszustandes jugendlicher Individuen, sondern auch wegen der lehrreichen Perspektiven, die sich überdies ergeben werden.

Der Name dieser Neurose ist nicht schön; aber da die so erkrankten Mädchen den Tod oder das Überfahrenwerden oder das Erkranken der Mutter, gleich neurotisch leidende Knaben den Tod des Vaters befürchten, ließ sich die Benennung nicht umgehen.

Das Krankheitsbild trat mir am krassesten entgegen, als eines Tages in das Wiener Psychoanalytische Ambulatorium unter großem Aufsehen im Krankenwagen und von Organen der Polizei ein Mädchen A. eingebracht wurde, dessen Angst, die Mutter könnte sich erkälten, erkranken und sterben, so hochgradige Formen angenommen hatte, daß die Intervention der Behörde in Anspruch genommen werden mußte. Die sechzehnjährige Tochter beschränkte die Mutter in jeder Bewegungsfreiheit; sie zwang sie bei Steigerung ihrer Angst, das Zimmer, dessen Fenster streng geschlossen waren, nicht zu verlassen, sondern auf einem Divan in der Mitte des Zimmers zu liegen. Die Mutter mußte warm gekleidet sein, ja die bis zur Grausamkeit überzärtliche Tochter nähte ihr das Kleid an Hals und Ärmeln eng zu und drückte sie auf das Lager nieder. Die Kerkerhaft der Mutter war natürlich unerträglich, aber die nach Ansicht der Leute halb verrückte Tochter unerbittlich; es kam durch den rauhen Vater zu

1) Vgl. „Ein Fall von Zwangsbefürchtung vom Tode des gleichgeschlechtlichen Elternteiles.“ Internat. Zeitschrift für Psychoanalyse, 1915. III. Jahrgang, Heft 2.

häßlichen Szenen und zu wiederholtem Drohen und schließlich zum Herbeirufen der Polizei.[1]

Eine sonderbare Liebe, die der geliebten Person soviel Leid zufügt! Wir wollen uns diesen rücksichtslosen, grausamen Zug merken, der an jenen Bären erinnert, welcher seinem schlafenden Treiber eine Fliege von der Stirne jagen wollte und dazu sich eines hingeschleuderten Felsblockes bediente.

Als ein weiterer charakteristischer Zug dieser Neurose sei hervorgehoben das Zwangsmäßige des Beängstigtseins; es drängt sich wider Willen auf und läßt sich nicht beruhigen. Es ist hartnäckig und dem Kranken selbst nicht recht erklärlich. Er fühlt, es ist stärker als er selbst, es zwingt ihn etwas, Angst zu haben und Schutzmaßregeln zu treffen.

Sehen wir uns zunächst einmal jenen Fall näher an, den ich vor fünfzehn Jahren beobachtete, allerdings aus äußeren Gründen nicht länger analysieren konnte:

Der Backfisch B. zeigte seit fünf bis sechs Jahren wechselnd heftige Angst davor, ohne die Mutter zu Hause bleiben zu müssen, ohne die Mutter in Unterrichtsstunden zu gehen und dgl. Vor den Ausgängen der Mutter, der die Tochter sichtlich überzärtlich zugetan war, äußerte sie oft unter Tränen große Angst, ‚der Mutter könnte etwas passieren, sie könnte sterben, verunglücken oder überfahren werden'. Die Mutter wird gebeten, zu Hause zu bleiben, und verzichtet oft tatsächlich auf Theaterbesuch und dgl. Auch wird die Mutter vor dem Abschied dringend gebeten, ‚der Tochter alles Böse, was sie gegen die Mutter gesagt, getan oder gedacht, noch rasch zu verzeihen'. Ganz ähnlich benimmt sich das kleine Fräulein, wenn es zu Bette geht: Von einem pedantischen Zurechtlegen der Kleider abgesehen (‚um wenigstens zu dieser Stunde gehorsam zu sein'), — muß auch abends die Mutter Verzeihung geben, und die Tochter gibt erst Ruhe und geht erst zur Ruhe, wenn sie nochmals Licht angezündet und der Mutter Antlitz nochmals gesehen hat.

Was der Mutter höchst sonderbar bei einem so zärtlichen Kinde erscheint, ist dessen oft geäußerte Bosheit. Z. B. stößt sie wie von Ungefähr mit dem Ellbogen an die Mutter und sagt entschuldigend: ‚Ich glaube, ich habe jetzt an Dich stoßen wollen'. Oder sie gesteht: ‚Der Kuckuck soll Dich holen!, habe ich jetzt gedacht'. — Auf der Straße fährt ein Automobil rasch an beiden Spaziergängerinnen vorüber; darauf sagt Trude: ‚Mama, ich glaube, ich habe Dich jetzt unter das Auto werfen wollen, damit es Dich überfährt!' Immer wieder fragt die Patientin: ‚Bist Du mir noch böse für das, was ich gesagt oder getan habe?'

Die Mutter, die übrigens einmal selbst an Platzangst gelitten hat, macht sich Vorwürfe, das früher allzulebhafte, unter manchem Konflikt herangezogene Töchterchen nicht energischer von sich abgelöst zu haben, und vermutet, daß der einmal im Zorn gefallene Satz: ‚Trude, Du bringst mich noch ins Grab!', den Schaden angerichtet haben könnte. Es lag, da der Vater des Mädchens (der an Bergangst leidet; es besteht also von Seite beider Eltern Disposition zur Angst!), durch

1) Die Krankheit wurde durch gründliche Psychoanalyse unter zeitweiliger Entfernung aus der Familie geheilt.

den Krieg von ihnen getrennt ist und eine Zeitlang im feindlichen Ausland verschollen war, jetzt interniert dort festgehalten war, für den Arzt nahe, die Gegenprobe zu machen, ob denn das Kind für den wirklich lebensgefährdeten Vater ähnliche Zwangsbefürchtung habe. Aber sie wies die Frage rasch verneinend ab: ‚daß dem Vater etwas passiere, könne sie gar nicht ausdenken'. Auch die Träume der Patientin beschäftigten sich sehr oft mehr oder weniger verhüllt mit dem Tode der Mutter und des jüngeren Bruders.

Auch bei diesem Fall B. von Zwangsbefürchtung vom Tode der Mutter zeigt die Patientin mehrere auffallende Regungen. Sie verrät böse Impulse gegen die Mutter und lebhafte Schuldgefühle über böse Worte, Taten oder auch nur Gedanken. Wir sehen in dem zarten Herzen dieses jugendlichen Wesens rührende Kämpfe vor sich gehen: böse Impulse, Haß- und Mordgedanken sind da, aber auch ein ebenso starkes Schuldgefühl dafür, daß sie sich gegen die Mutter richten. Eine heftig beunruhigende Angst umgibt dieselbe Mutter, gegen die zugleich böse Wünsche gehegt werden: die Gefühle zeigen ein Janusgesicht. Es wird der Tod derselben Person gefürchtet, der der Tod gewünscht wird.

Dieselbe übertriebene Angst, daß die Mutter überfahren werden könnte, äußerten auch zwei Schulmädchen C. und D. Eines war nur einmal in der Ordination des Ambulatoriums; es stand unter dem Einfluß einer allzustrengen Mutter, die von einer gleichartigen Großmutter unterstützt wurde. Das Kind C. zeigte guten Fortgang in der Mittelschule; nur zu Hause war es zu Trotz und Widerspruch durch eine insistierende pedantische Erziehung verdorben worden. Es genügte, daß der Arzt nur durch sein Fragen verriet, daß er auf Seite des Kindes stünde, um die unvernünftigen Frauen ihr Opfer nicht mehr wieder vorführen zu lassen. Auch diese kleine Mittelschülerin konnte nicht verbergen, daß sie Impulse habe, die Mutter, um die sie intensive Angst wegen Überfahrenwerdens äußerte, unter die Automobile zu stoßen.

Wie können, fragen wohl manche Leser, Kinder so grausame, verbrecherische Instinkte aufweisen!? Noch dazu so überzärtlich besorgte Kinder!?

Das zweite schon erwähnte Schulkind D. verursachte dadurch viel Störung im Haushalt und in der freien Bewegung der Mutter, daß es nicht dulden wollte, daß die Mutter den (gerade nur für die Mutter so überschätzten) Gefahren der Straße sich aussetze. Dieses rosige, herzige Volksschulkind plauderte, nachdem es Zutrauen zum Arzt gewonnen hatte, ganz gerne über sich. Und so erzählte es unbefragt, nicht ohne eitles Lächeln, es sei eine ‚Puppenmörderin', beiße seinen Puppen gerne in den Hals, und mit vier Jahren — ein wenig hungrig, — habe es einem Wurstel einen Finger abgebissen; es habe Lust auf Fleisch gehabt. Sie erschlage auch gern Fliegen. Vor 14 Tagen habe sie dem Onkel den Tod gewünscht, weil er ihre Freundin bevorzugt, sie aber getadelt habe; dann aber habe sie ein schlechtes Gewissen gehabt und gegrübelt. ‚Man schiebe den Gedanken weg, aber er komme wieder'; sie habe dann den ganzen Abend die Angst gehabt, der Onkel könnte sterben.

Hier verrät sich das Tötenwollen als ein triebhaftes; Puppen, Fliegen, der Onkel (wenn er böse ist) und die Mutter werden als Objekte des Aggressionstriebes

berichtet, der dem achtjährigen Kinde in statu nascendi des Verdrängtwerdens noch deutlich bewußt ist.

Nicht von der Mutter, sondern nur vom Onkel berichtet die Kleine, daß sie ihm den Tod gewünscht habe und daß als Folge davon Angst um sein Leben eingetreten sei. Offenbar ist ein Schuldgefühl, ein Selbstvorwurf über das Böse hier die Ursache der Angst. Voraussetzung aber muß das Gefühl sein, daß ein bloßer Wunsch genügt, um den Tod eines Menschen herbeizuführen. Das Kind glaubt also an die Allmacht seiner Gedanken.

Beim herangewachsenen Patienten ist die Feindseligkeit nicht mehr bewußt, ja sie wird zunächst geleugnet. Aber doch verrät sie sich durch Handlungen, durch Details in den Symptomen. Und wird in der Psychoanalyse und besonders auch in der Traumanalyse deutlichst nachweisbar.

Die Feindseligkeit des Töchterchens gegen die Mutter stammt aus der Konstellation des Familiendreieckes, aus dem Ödipus-Komplex. Offenbar müssen in unseren Fällen noch besondere Dispositionen vorliegen, sei es in der Triebanlage, sei es in den Persönlichkeiten der Eltern, ihrer Erziehungsmethode, der Gewissensbildung.

Tatsächlich ist das Gefühl gegen die Mutter hier ein besonders ambivalentes, aus Liebe und Haß zusammengesetzt. ‚Aus Liebe töten', das ist eigentlich die Vision des Sadismus, d. i. der Kombination von Aggression und Erotik.

Das Krankheitsbild der ‚Zwangsbefürchtung vom Tode des Elternteils gleichen Geschlechts' kommt auch bei männlichen Individuen vor: So sah ich einmal einen erwachsenen Intellektuellen, der von schwerer Angst, seinem Vater könne etwas zustossen, er könnte sterben, geplagt war. Er mußte, in der Stadt beruflich tätig, immer wieder zu Hause antelephonieren, ob der Vater denn wohl sei; bei Tisch zwang es ihn, aufzusehen, ob der Vater gegenüber am Tische wohl aussehe. Dieser Vater hatte den Knaben einmal bei der Selbstbefriedigung ertappt und ihn ‚beim Leben des Vaters' schwören lassen, es nie wieder zu tun. Da aber die Versuchung alsbald mit Gewalt wieder eintrat, kam nun der Sohn in tiefsten Seelenkonflikt, der die Neurose mitentstehen ließ, für welche die gewöhnlichen Voraussetzungen gleichfalls vorlagen. Der Störer sexuellen Genusses wird besonders gehaßt.

Auch als Teilerscheinung einer großen Zwangsneurose begegnet uns diese Elterntodesbefürchtung immer wieder, gleichfalls beruhend auf verdrängtem Haß. Bei der Platzangst kann sie mitspielen.[1] Pavor nocturnus geht ihr oft voraus. So auch im Falle von Friedjung[2]. Todeswünsche auf andere bedingen natürlich aus Schuldgefühl auch Todesangst um sich selbst. So zeigten Fall C. und Fall D. auch Angst für die eigene Person auf der Gasse, besonders vor Automobilen. Aber, sagte das Mädchen D., ‚für mich kann ich aufpassen, für andere nicht'.

Die dem Bewußtsein unwahrscheinlich große Rolle, die das Thema vom

---

1) Vgl. die instruktive Darstellung der ganzen Problemreihe bei Helene Deutsch, „Psychoanalyse der Neurosen", Wien 1930.

2) „Beiträge zur Kenntnis der kindlichen Sexualität" (Zeitschrift für Kinderheilkunde, Bd. 31, Heft 1—2, 1921).

Töten und Sterben beim Kinde, im Unbewußten und Traume des Erwachsenen und bei den Neurosen spielt, ist eine frühe Feststellung der Psychoanalyse. Freud hat in der „Traumdeutung" (1900) den Fall eines hysterischen Mädchens berichtet, das in einer tobsüchtigen Verworrenheit eine hochgradige Abneigung gegen ihre Mutter zeigte, während sie in ihrer späteren Phobie unter der quälenden Zwangsvorstellung litt, daß der Mutter etwas geschehen sei. ‚Von wo sie immer sich befand, mußte sie dann nach Hause eilen, um sich zu überzeugen, daß die Mutter noch lebe.'

Rank[1] weist diesen Ausdruck der Abwehr verdrängter Todeswünsche in Form übertriebener Besorgnis um die im Unbewußten tödlich gehaßte Person sowohl an der Mutter Byrons als am Bruder Karl des Dichters Grillparzer nach.

In der „Traumdeutung" finden wir auch, daß unter den typischen, also allgemein menschlichen Träumen die Träume vom Tode naher Angehöriger eine bedeutsame Gruppe bilden. Sie sind dadurch charakterisiert, daß der Träumer darin tiefen Schmerz empfindet, ja ihn selbst in heißen Tränen während des Schlafes äußert. Sie bedeuten, was ihr Inhalt sagt, den Wunsch, daß die betreffende Person sterben möge; allerdings nicht gerade für die Zeit des Traumes geltend, sondern der Träumer hat irgend einmal in der Kindheit ihren Tod gewünscht.

Denn in der Kindheit, zumal des späteren Neurotikers, gehören Verliebtheit in den einen, den andersgeschlechtlichen, — Haß gegen den anderen Teil des Elternpaares zum eisernen Bestand des Seelenlebens; eine Phase, die wir bekanntlich als Ödipuskomplex bezeichnen.

Ein so unmenschlicher und gewalttätiger Wunsch, gerichtet gegen einen Elternteil, der doch meist trotz der Auflehnung und dem Wegwünschen — Liebe, Bewunderung und dgl. auf sich gezogen hat, dem das Kind doch alles Mögliche verdankt, von dem es abhängig ist, ein Wunsch, der den früh gehörten zehn Geboten widerspricht, — ein solcher Wunsch ist im Bewußtsein nicht existenzfähig, er ist im allgemeinen nur als verdrängter im Unbewußten nachweisbar. Die Tatsache besteht zurecht, daß die Kinder ihre Eltern lieben; in den Todeswunsch gegen sie vermag man sich eigentlich nicht einzufühlen. So muß dieser Befund der Psychoanalyse Widerstand erregen, obwohl er eine psychische Realität ist.

Die Zwangsbefürchtung vom Tode des Elternteiles vom gleichen Geschlecht wird in späteren Stadien der Neurose manchmal in abgeschwächtem Grade auf beide Eltern ausgedehnt und so wird die Psychogenese wohl in unbewußter Absicht verhüllt; noch mehr, wenn die Befürchtung noch weiter verallgemeinert erscheint.

Zur Differentialdiagnose sei erwähnt, daß ein mit Angst rationalisiertes „Abhalten der Mutter vom Ausgehen" von Freud bei einer Hysterika beobachtet wurde, die von der Liäson ihrer Mutter wissend, dieselbe nur vom Rendezvous

1) Das Inzestmotiv in Dichtung und Sage, Wien 1912.

abhalten wollte, ohne ihr Wissen zu verraten. Überängstliches Warten auf die spät heimkehrende Mutter findet sich auch bei sehr verwöhnten und an die Mutter gewöhnten Kindern — ohne den oben festgestellten Hintergrund.

*

Keine andere Neurose ist so geeignet, die in jedem Kinde — freilich in verschiedenem Grade — wiederkehrenden urtümlichen (archaischen) Triebe aufzuzeigen, vor allem den Todestrieb (Tötungstrieb); ferner den Kampf zwischen dem triebhaften ‚Es' und dem das nicht Ich-Gerechte verdrängenden ‚Über-Ich', der durch das Schuldgefühl sprechenden moralischen Instanz. „Daher die Labilität des stolzen psychischen Oberbaues, der nächtliche Vorstoß des Verpönten und Verdrängten im Traume, die Eignung, an Neurosen und Psychosen zu erkranken, sobald sich das Kräfteverhältnis zwischen dem Ich und dem Verdrängten zu ungunsten des Ichs verschiebt" (Freud).

Die Verdrängung sowie die Reaktionsbildung als psychische Mechanismen werden hier klar. Das Mißglücken der Unterdrückung des Bösen zeigt sich überdies noch im offenen Verrat der feindseligen Regungen im Benehmen des Patienten.

Das Problem der neurotischen Angst kann hier nicht ausführlich behandelt werden. Beim Kinde D. ist die Provenienz der Angst sicherlich mehrfach bedingt. Denn dieses Kind belauscht die Eltern bei ihrem nächtlichen Tun, liegt gern bei der Mutter, betastet sie und masturbiert auch, besonders in der Angst. Die Angst stammt gewiß auch aus der zärtlichen Beziehung und der Gefahr des Objektverlustes, neben Schuldgefühlen; endlich ist sie ein Warnungssignal vor der sadistischen Triebregung: sozusagen Angst vor dem inneren Feind, dem ‚Es'.

Die symbolische Bedeutung des „Überfahrenwerdens" ist die weibliche Teilnahme am Liebesakt, bekannt vor allem als Symbol im Traume. Auch die Angst vor dem Selbst-Überfahrenwerden gehört hieher. Die Angst, daß die Mutter überfahren wird, hat wohl auch eine Wurzel in den kindlichen Coitusbeobachtungen. Beim Knaben entspricht die Phantasie des Überfahrenwerdens einer passiv-femininen Einstellung. Evident ist die gesteigerte sado-masochistische Triebanlage dieser Patienten. Die Aggression äußert sich im Tötenwollen und Unter-das-Automobil-Stoßen-wollen, der Masochismus in der Identifizierung mit diesem Elternteil und im Bedürfnis, bestraft zu werden. Evident ist auch der Einfluß eines strengen Über-Ichs (Gewissens), das durch Übertreibung des Wieder-gut-machen-wollens dem Psychoanalytiker Alles verrät.

Wer die Zusammenhänge dieser Neurose verstehen gelernt hat, wird auch überzeugt sein, daß es einer längeren Psychoanalyse bedarf, um den Kranken zu heilen und vor weiteren Folgen zu bewahren.

Der Onaniekampf im Tagebuch des Jugendlichen

Von Dr. Wilhelm Hoffer, Wien

Die Onanie kann den Erzieher als naturgemäßer Entwicklungsvorgang oder als Erziehungsproblem beschäftigen. Die pädagogische Stellungnahme verhindert ihn oft, sich dieser Trennung bewußt zu sein; gewöhnlich muß als Reaktion auf die Naturerscheinung an Stelle der Naturbetrachtung das erzieherische Handeln treten. Die naturwissenschaftliche Betrachtungsweise sollte den Erzieher wenigstens erkennen lassen, wie selten es möglich ist, nicht nur die Naturerscheinung, sondern ein Naturgeschehen selbst zu beeinflussen; im Falle der Onanie: daß die Erziehung bestenfalls die direkte onanistische Handlung, nicht aber den nach Befriedigung drängenden Trieb unterdrücken kann. An Stelle der unterdrückten Onanie treten dann Erscheinungen, die wir, gleichgültig ob bedeutungsvoll oder belanglos, als Onanieäquivalente bezeichnen müssen. Ihre Kenntnis ist auch für die Erzieher deshalb sehr wichtig, weil die meisten „Kinderunarten", aber auch harmlose Gewohnheiten in der Onanie verwurzelt sind, oft sind sie erst nach einem Onanieverbot aufgetreten oder verstärkt worden. Sie werden zu einem Anlaß ständiger Unzufriedenheit der Erwachsenen, anderer Kinder oder dieses Kindes selbst. Die dagegen übliche Erziehungapparatur von Verboten, gütigem Zureden, Ablenkung, gutem Beispiel wird erfolglos in Bewegung gesetzt, sie kann nur zur Folge haben, daß ein anderes, neues, vielleicht gar nicht bemerkbares Äquivalent an Stelle des ersten tritt oder daß dieses vorübergehend ganz verschwindet, wenn das Kind zur ursprünglichen Triebhandlung zurückkehren kann. Aus der Tatsache, daß es erlaubte Onanieäquivalente und vor allem eine geheime Onanie gibt, sieht man, daß die Erziehung nicht ganz so triebfeindlich und inhuman ist, wie wir es aus der ersten Reaktion der Erzieher oft schließen sollten. Sie begnügt sich damit, daß das sichtbare, unerwünschte Tun unterbleibt und überläßt es dem Kinde, wieweit es in geheimer Befriedigung seine Triebansprüche unterbringen kann. Das Studium der Neurosen aber hat uns gezeigt, daß dieses Alleinsein mit seinen Trieben dem Kinde nicht immer zum Vorteil ist, daß der äußere Kampf zwischen „Unart" und Erziehung sich nur dem inneren zwischen Wollen und Können hinzugesellt und daß dann der Erfolg einer gelungenen Erziehung eine neurotische Erkrankung ist. Wir wissen, das ist dann möglich und wahrscheinlich, wenn das Triebleben des Kindes mit seinem Gewissen, seinen moralischen Idealvorstellungen, seinem „Über-Ich" in Konflikt kommt und dieser dann zur Quelle subjektiven Leidens beim Kinde wie beim Erwachsenen wird.

In dieser Zeitschrift wurde wiederholt ausgeführt, daß nicht die Selbstbefriedigung, sondern das mit ihr verbundene Schuldgefühl die störenden Folgen der Onanie auslöst. Dieses Schuldgefühl spielt im Leben der Jugend-

lichen eine noch nicht genug gewürdigte Rolle und ist ein Motiv von sozial oft bedeutsamen Handlungen. Diese müssen dann, soweit sie aus der Onanie hervorgegangen sind, als Bußhandlungen bezeichnet werden. Ob das Tagebuchschreiben eine sozial wertvolle Handlung genannt werden kann, ist eine außerpsychologische Wertfrage, die Bernfeld eben neben vielen anderen Problemen des Tagebuchschreibens behandelt hat[1]. Das Onanieschuldgefühl ist jedenfalls ein Motiv für das Tagebuchschreiben und dieses kann unter Umständen zur ausschließlichen Stätte der Gewissensentlastung werden. Daß im Tagebuch nur höchst selten eine Bemerkung über die Selbstbefriedigung zu finden ist, widerspricht keinesfalls unserer Behauptung. Das Tagebuch dient eben gar nicht in dem Ausmaße, als sein Schreiber meint, dazu, „sich den Spiegel vorzuhalten", „Selbstschau zu halten", zu entlarven oder wie es sonst beteuert wird. Es ist doch immer wieder eine Selbstdarstellung mit der Absicht sich so zu sehen, wie man sein will. Eines unter vielen Motiven, z. B. eine „Chronik" zu führen, heißt sich selbst zu zeigen, daß nichts anderes vorgefallen ist, als aufgeschrieben wird. Wir wissen, daß damit der Schreiber gerade das Gegenteil zugibt. Es käme somit darauf an, den Chifferschlüssel zu finden, der uns die Tagebücher so lesen läßt, wie wir sorgfältig analysierte Träume lesen, und wir würden dann bestätigt finden, daß das Onanieschuldgefühl an jeder dieser Chiffern seinen Anteil hat, daß es in alles, was der Jugendliche sonst denkt und fühlt, mitverwoben ist und daß seine Entscheidungen, auch wenn er andere für sich entscheiden läßt, von dem Ausgang dieses Gewissenskampfes abhängen. Es kann gewiß nicht darauf ankommen, etwa diesen Gewissenskampf verhindern zu wollen; das widerspräche ja gerade dem, was die Psychoanalyse über die Ursachen dieses Gewissenskampfes aussagt (daß er eben ein in der Entwicklung begründeter ist), aber es ist nicht gleichgültig — für den Jugendlichen oder für die an ihm interessierte Gesellschaft — ob dieser Gewissenskampf in Heilung mit oder ohne Defekt übergeht. Solange er uns aber verborgen bleibt, solange die Erzieher ihn nicht kennen, von ihm nichts wissen, und, weil sie ihm gegenüber ratlos sind, auch nichts wissen wollen, solange darf man keine Hoffnung haben, auf Verlauf und Ausgang dieses Entwicklungsprozesses Einfluß zu nehmen.

Ich möchte nun einen kleinen Beitrag zu diesem Chifferschlüssel liefern und benütze dazu das Tagebuch eines Jugendlichen als „Code", da sich in ihm die Chiffer und ihre Übersetzung zugleich findet. Solche Chiffern spielen bekanntlich im Leben eines jeden eine Rolle und sind dem *Ubw* dessen, der sie gebraucht, verständlich; die Fehlleistungen — Versprechen, Vergreifen, Vergessen — und die Symbolik des Traumes sind die alltäglichen Techniken der Chiffrierungen, aber nicht immer wird die Entzifferung so leicht gemacht, wie von unserem Jugendlichen K. J. — Ich bringe hier nur die erste Seite seines Tagebuches mit Auslassung weniger Zeilen, die ich gleich nachtragen werde:

1) Trieb und Tradition im Jugendalter. Leipzig, 1931.

Dienstag, den 16. Mai 1922, Mittag.

Endlich das feige Zagen überwunden. Nun will ich beginnen zu schaffen. Der Cäsar geht mir im Kopf um. Wer weiß denn, was draus wird? Ein Stück Arbeit wird's kosten, einstweilen will ich nur fleißig vorarbeiten, den bellum gallicum übersetzen; Cicero, Sulla, Sallust studieren. Wie ich's jetzt vorhabe, wird's nicht gehen. Die Geschichte kann ich ja doch nicht auf den Kopf stellen. Catilina oder Ariovist, einer muß dran glauben.

Mittwoch, den 7. Juni 1922.

Nachgebend mir meinem eigenen Willen [„Willen" durchstrichen] *Trieb. Dies mal zum Guten. O, könnt ich stark sein. Ich muß es werden. Mein Können muß dem Wollen gleich kommen; doch kann es das? Viel geht durch diese Brust. Soll ich die gefangenen Tauben frei lassen und nach anderen jagen. Ich muß es sollen, will ich nicht zurücksinken in den Staub des Pöbels.* [Alles folgende durchstrichen.] *Des Volkes guter Wille ist das beste Pfand. Dies sei mein Wahlspruch. Ich will glauben.*

Sonntag, den 16. Juni 1922.

Ich will hinaus aus dieser engen Welt und nach der Freiheit dürstet meine Seele. O, hab' Du großer Gott Erbarmen.

Mittwoch, den 12. August 1922.

Zu Hause widerlich, faul; unentschlossen; nur alte Gedanken.

Ich möchte es dem Leser überlassen, ob er schon aus diesen Zeilen sehen mag, was zuzugeben K. J. nur mit Verachtung gegen sich selbst möglich wäre und ob er dazu die Stellen wählt, in denen unser Schreiber seine Laune skizziert, oder die, welche die Kämpfe um die Darstellung eines Stücks Römergeschichte darstellen. Alles, was hier an guten Vorsätzen, an Überlegungen, ob dieses besser geschehen, jenes unterbleiben soll, ausgesprochen wird, ist ein Abbild der Onaniekämpfe; Drohungen, der Ekel vor sich selbst, das Flehen um Erbarmen sind die Reaktion auf das Unterliegen in diesem Kampfe. Das bestätigt eine Eintragung auf der ersten Tagebuchseite gleich nach der vom Dienstag, 16. Mai, Mittag. Sie hieß ursprünglich so:

Abend.

Fast zum Verzweifeln, schon wieder, jetzt nehme ich es vor, nimmer darf ich es tun. Noch einmal und ich bin für mich und die Welt abgetan.

Beim Schreiben von „Verzweifeln" muß sich K. J. korrigieren, er schrieb zuerst „verschweifeln" und deutet sein Verschreiben in einem Zusatz gleich selbst, so daß diese Tagebuchstelle so aussieht:

Catilina oder Ariovist, einer muß daran glauben.

Abend.

z Am 24. I. 1923 damals habe ich onaniert.

Fast zum Verschweifeln, schon wieder, jetzt nehme ich es vor, nimmer darf ich es tun. Noch einmal und ich bin für mich und die Welt abgetan.

Mittwoch, den 27. Juni 1922.

Nachgebend meinem eigenen Willen Trieb . . . usf.

Die Entdeckungen Freuds beim Studium der Neurosen haben bekanntlich im Studium der Primitiven, der Kinder und der Geisteskranken eine

Bestätigung gefunden; bei den letzteren, weil sie vor allem in ihren Wahnbildungen viel mehr wissen und mitteilen, als dem „Normalen“ jemals möglich wäre. Wenn wir uns fragen, warum K. J. nicht wie alle Jugendlichen seine Onanie verbirgt, zuerst sich begnügt, sie hinter den üblichen, in vielen Tagebüchern anzutreffenden Chiffern anzudeuten, dann in seinen Chiffrierungen (Verschweifeln) deutlicher wird, um ein Jahr später offen davon zu schreiben, so kann ich als Erklärung für dieses Verhalten anführen, daß er nach einem weiteren Jahr (im April 1924) vorübergehend an einer Geisteskrankheit litt, nach der er nunmehr seit fünf Jahren wieder berufsfähig ist.

Weil andere Jugendliche in ähnlichen Konflikten diese besser verbergen — vor sich wie vor der Umwelt — darum habe ich dieses Beispiel gewählt, in dem die normalen Verhüllungsmechanismen mit ihrer Übersetzung zugleich gezeigt werden konnten. Wenn wir uns daran erinnern, daß der Onaniekampf des Jugendlichen Folge des Konflikts zwischen seinem Triebleben und seiner Moral ist und daß es sich bei dieser Moral nicht nur um die wandelbare, gesellschaftlich verankerte Moral, sondern um die handelt, welche aus der Erledigung des Inzestwunsches gespeist wird, so wird den Erziehern kein Mittel zu gering, aber auch nicht zu kompliziert erscheinen, um diese verstrickten und verborgenen Vorgänge im Jugendlichen durchschauen zu können.

Das kann dann nicht ohne Einfluß darauf sein, wie wir den Jugendlichen begegnen, wie wir sie verstehen und sehen und schließlich wie wir von ihnen gesehen werden.

Stottern und Stehlen

Aus den Beobachtungen einer Pädagogin

Von Ella M. Terry, London

Im Januar 192* suchte mich Frau R. auf, und es entspann sich folgendes Gespräch zwischen uns: „Mein elfjähriger Junge hat Sprachschwierigkeiten, die sich besonders dann zeigen, wenn er in der Schule antworten soll. Soviel ich weiß, behandeln Sie Kinder mit Sprachschwierigkeiten. Glauben Sie, daß Sie ihm helfen können? Im Herbst soll er in die Public School kommen und es wäre sicherlich von großem Nutzen für ihn, wenn er bis dahin diese Schwierigkeit überwinden könnte.“

Ich antwortete ihr: „Ich bin zwar keine Spezialistin für Kinder mit Sprachschwierigkeiten, habe aber natürlich im Verlauf meiner pädagogischen Bemühungen mit schwierigen und neurotischen Kindern häufig mit verschiedenen Abarten dieser Schwierigkeit zu tun gehabt. Stottern ist ein neurotisches Symptom, das nur schwer zu heilen ist und das an der Wurzel erfaßt werden sollte; darum rate ich Ihnen, den Jungen psychoanalytisch behandeln zu lassen.“

„Ich möchte ihn in keiner Form psychotherapeutisch behandeln lassen, und würde die Psychoanalyse nur im äußersten Fall versuchen“, sagte Frau R. darauf.

So verabredeten wir, daß Tom dreimal wöchentlich zu mir kommen sollte, um bei mir zu lesen, vorzutragen oder andere Dinge zu tun, die seine klare Aussprache fördern könnten. Der Junge war freundlich und aufrichtig und wir unterhielten uns lang und breit über Literatur und Poesie. Er begann freier und offener zu sprechen. Er hatte einen ungewöhnlich starken Wunsch, bei den Lehrern und allen Erwachsenen beliebt zu sein. „Ich glaube, er kann mich gut leiden", „er bevorzugt mich", „der und der steht viel besser als ich", das waren Bemerkungen, die ich immer wieder von ihm hörte. In der Schule wurde ein Schülerwettbewerb im Rezitieren veranstaltet; Tom lernte zwei oder drei Gedichte gut aufsagen und erhielt für diesen Erfolg gute Noten und wurde sehr gelobt. Er schrieb dies unserem Zusammenarbeiten zu, und dies verstärkte noch unsere Beziehung und verringerte seine Angst vor der Public School. Er hatte das Gefühl, daß er in der Public School die sportlichen und geistigen Leistungen der früheren Generationen erreichen müßte; als besonderer Antrieb kam noch hinzu, daß „mein Vater im Kriege gefallen war, noch bevor ich geboren wurde".

Wovor fürchtete sich Tom? Er war hochbegabt und seine Leistungen im Lernen wie beim Sport standen weit über dem Durchschnitt. Trotzdem fürchtete er, was die anderen wegen seines Stotterns über ihn denken würden. „Ich mache dadurch einen so dummen Eindruck" usw.

Durch diesen freien und freundschaftlichen Unterricht — der natürlich rein pädagogischer Natur war und nichts von Psychoanalyse an sich hatte, — erzielte ich, daß Tom bald im Gespräch mit mir überhaupt nicht mehr stotterte, und daß Anderen gegenüber sich nur mehr ein leichtes Zögern zeigte. Dies war ungefähr sechs Wochen vor Beendigung des Sommerhalbjahres.

Vielleicht sind für Psychoanalytiker, die Stotterer behandeln, folgende Auszüge aus meinen Notizen von einigem Interesse:

28. Januar. Tom berichtete mir, daß ein Junge ihm gesagt hätte, daß sein Bruder „einen blutigen Ausfluß hätte, so wie die Frau in der biblischen Geschichte." — das hätte der Arzt gesagt. Und ein paar Tage vorher hatte er mir erzählt: „Ich war sozusagen im Zimmer, gerade nur vor der Türe, als mein kleiner Stiefbruder geboren wurde, und ich weiß alles diesbezüglich."

7. April. „Mir ist die alte klassische Dichtung, wie Homer, viel lieber als die Modernen, wie Masefield, Kipling usw. Ich glaube, man kann den Unterschied durch die zwei Leute, die so in ihrem Stuhl sitzen, darstellen". — Diese zwei Skizzen geben die Zeichnung wieder, die Tom auf die Tafel gemacht hat. Er erklärte mir, daß der Mann, der auf dem Stuhl mit der aufrechten Lehne sitzt, den alten klassischen Vers darstellt, und daß der andere Mann, der sich im weichen Lehnstuhl zurücklehnt, die moderne und leichte Dichtung personifiziert, die ihm nachlässig und würdelos erscheint. Bemerkenswert ist, daß Tom ganz unbewußt den Liegestuhl so zeichnete, daß er wie ein Nachtstuhl aussieht, und darin zeigt sich klar die unbewußte

Beziehung zwischen dem freien und leichten Sprechen, ebenso wie der Konflikt in ihm zwischen dem Wunsch, den er so oft äußerte, der junge und beliebte, nicht stotternde Mann zu sein, der alles durchführen kann, und dem alten stolzen Klassiker, der sich nicht gehen lassen darf und stottert. Übrigens hat Tom ein großes Talent entwickelt, selbst lateinische Verse zu machen.

Hier erinnere ich mich auch an zwei Bemerkungen, die Tom machte: „Als ich noch klein war, pflegte ich mit meinem Großvater (dem alten Klassiker) zusammen zu sein, dessen Sohn furchtbar stotterte." Und „in einem Theaterstück in der Schule wurde ich (der junge Moderne) gewählt, die Rolle des Großvaters zu spielen, weil der ein bißchen stotterte."

Ich will noch kurz darauf eingehen, was sich ereignete, nachdem Toms Stottern geschwunden war. Zunächst bemerkte ich, daß Tom sich verschiedentlich einen Penny bei mir für den Autobus auszuleihen begann; er versprach mir immer sie wiederzugeben, aber er tat es nicht. Als die Summe sechs Pence betrug, hörte er auf, sich Geld auszuleihen. Ich bemerkte aber erst später, daß es gerade dieser Betrag war.

Zweitens kam eine kleine Verzögerung bei der Bezahlung meines Honorars durch ein „dummes Versehen", das Tom begangen hatte, vor; dieses Versehen hätte beinahe ernstere Folgen nach sich gezogen, ging aber zum Schluß noch gut aus.

Schließlich erhielt ich einen Brief von seiner Mutter, in dem sie mir mitteilte, daß Tom angefangen hätte, sich aus ihrer Börse Sechs-Pence-Stücke herauszunehmen, die er dann zurückgeben wollte, und schließlich nahm er einmal wieder ein Sechs-Pence-Stück heraus und stritt dies ab: aber er kaufte dafür Schokolade und schenkte sie seiner Mutter. Die Mutter schrieb, sie wollte mir das nur mitteilen, knüpfte keine weiteren Bemerkungen an diese plötzliche Veränderung und meinte bloß verwundert, „immer Sechs-Pence-Stücke".

Ein paar Tage nachher sprach ich mit Tom darüber, daß er jetzt zur Schule komme, und fragte ihn geradeheraus: „Warum fürchtest Du Dich davor, Tom?" Er antwortete. „weil ich denke, daß ich vielleicht wieder zu stottern anfangen könnte".

Es scheint deutlich, daß die kleinen Diebstähle eine Ersatzhandlung für das Stottern darstellten, und höchst wahrscheinlich dürfte Tom, wenn er in die Public School kommt, wieder zu stottern anfangen. Seine Mutter sagte mir, daß es von Anfang an Zeiten gegeben hätte, in denen er aufhörte zu stottern, ohne daß sie aber andere Symptome an dessen Stelle beobachtet hätte.

Ich berichtete über diesen Fall, weil er deutlich zu zeigen scheint, daß ein „unbekanntes Etwas" eine Veränderung des Symptoms hervorrief, aber keine wirkliche Heilung bewirkte. (Übersetzt von Dr. Melitta Schmideberg.)

Einige Bemerkungen zu dem von Ella Terry beschriebenen Fall

Von Dr. Melitta Schmideberg, Berlin

Der vorliegende, von Ella Terry beschriebene Fall ist für den Analytiker besonders instruktiv. Durch freundliche und verständnisvolle Beeinflussung gelang es E. Terry, bei einem elfjährigen Jungen ein Symptom — das Stottern — zu beseitigen, und dafür trat kurze Zeit später ein anderes, — Stehlen — auf.

Wenn wir an die Determinierung im Psychischen glauben, so müssen wir annehmen, daß es nicht zufällig ist, wenn an Stelle des Stotterns gerade das Stehlen auftritt, sondern durch unbewußte Faktoren determiniert ist. Im Folgenden möchte ich nun versuchen, wie weit sich — ohne Analyse und persönliche Kenntnis des Falles — der Zusammenhang rekonstruieren läßt. Dieser Versuch kann natürlich nicht mehr als bloße Wahrscheinlichkeit anstreben und muß auf jeden Fall lückenhaft bleiben. Ich habe zwei Patienten analysiert, die große Schwierigkeiten beim Sprechen hatten, und zwei andere, die wegen Stehlens in Analyse kamen, und möchte nun versuchen, die in diesen Analysen gewonnenen Erkenntnisse auf den von T. geschilderten Fall anzuwenden.

E. Terry zeigt deutlich, daß Tom unbewußt das „Frei- und leicht-Sprechen" dem Defäzieren gleichsetzt und daß er vermutlich nicht frei sprechen kann, weil er das Hergeben des Stuhles fürchtet. Ich habe bei meinen Patienten gefunden, daß diese Angst auf die tiefere Angst zurückgeht, daß die Mutter dem Kind den Stuhl wegnimmt. Besonders deutlich zeigte sich dies in der Analyse eines Patienten, der zwar nicht stotterte, aber aus Angst lange Zeit kaum sprechen konnte. Er fürchtete, ich nähme ihm seine Gedanken weg, er könnte dann kein Dichter werden; ich sammle seine Gedanken, um einen Vortrag daraus zu machen und so Geld zu verdienen. Die weiteren Assoziationen ergaben, daß er die Gedanken im Kopfe dem Inhalt seines Leibes, dem Stuhl (der auch Kinder bedeutete) gleichsetzte, ebenso wie mein Vortrag und seine Gedichte, die er schreiben wollte, die Bedeutung des Kindes, das er gebären wollte, hatten; als ich ihm deutete, er fürchte, daß ich ihm den Stuhl wegnähme, um ihn für mich zu sammeln, bestätigte er diese Deutung durch die Erinnerung, die Mutter hätte dies tatsächlich getan, indem sie seinen Stuhl für den Düngerhaufen sammelte. Die weitere Analyse ergab, daß diese Angst, die Mutter sammle seinen Stuhl, die Strafe für entsprechende Wünsche der Mutter gegenüber darstellte; er hatte der schwangeren Mutter das Kind und früher schon den Stuhl rauben wollen, um selbst daraus ein Kind zu machen. — Wenn wir nun bei Tom einen ähnlichen seelischen Vorgang annehmen wollen, so wäre sein Stottern so zu erklären, daß er Angst hatte, die Worte — den Stuhl — herzugeben, weil er fürchtete, daß die Mutter sie ihm wegnimmt. Durch die freundliche Behandlung von Miß Terry verringerte sich seine Angst soweit, daß er jetzt frei sprechen konnte. Aber die Angst war nur beschwichtigt, nicht behoben, darum mußte er sich, indem er sich bei Miß Terry Geld auslieh, überzeugen, daß sie ihm den Stuhl nicht wegnimmt, sondern ihm im Gegenteil welchen gibt. (In der Analyse kennen wir das Geld als typischen Ersatz für Stuhl). Die gleiche Angst, die er hatte, die Worte herzugeben, frei zu sprechen, äußerte sich auch darin, daß er Schwierigkeiten hatte, Miß Terry ihr Honorar zu geben.

In der Analyse von zwei stehlenden Kindern fand ich als eine wichtige Determinante des Stehlens, daß sie sich durch das gestohlene Geld (das Stuhl bedeutete) wiederherstellen wollten. So warf mir ein kleines Mädchen vor, ich hätte ihr verschiedene Sachen weggenommen oder beschädigt, aus ihrem Tuschkasten „die schöne braune Farbe" genommen, (aus ihrem Körper Stuhl genommen), und nachher stahl sie mir dann etwas. Es ist dies ein circulus vitiosus: zufolge der kindlichen unbewußten Wünsche, aus dem Körper der Mutter Stuhl zu rauben, besteht die Angst vor der Vergeltung der Mutter, die Angst, sie werde dem Kind den Stuhl wegnehmen, und häufig auch die Vorstellung, sie habe es

schon getan, der Körper sei beschädigt. Diese Angst wird durch das Stehlen beruhigt, indem das Kind sich Stuhl verschafft und auf diese Art seinen Körper wieder in Ordnung bringt. Ähnlich möchte ich auch bei Tom annehmen, daß er, als seine Angst geringer wurde, im Stande war, frei zu sprechen, daß aber die latente Angst ihn dann wieder dazu trieb zu stehlen. Er konnte also frei sprechen (den Stuhl hergeben), wenn er der Mutter Geld nahm (von ihr Stuhl bekam).

Das von E. Terry gegebene Material erlaubt aber noch eine tiefere Deutung. Tom stiehlt der Mutter 6 d und kauft ihr dafür Schokolade. Die Schokolade finden wir in Analysen gewöhnlich auch als Ersatz für Stuhl. Tom stiehlt also Geld (Stuhl), um der Mutter Schokolade (Stuhl) schenken zu können. Das ist ein Mechanismus, den ich auch bei meinen Patienten fand; die Angst, keinen Stuhl zu haben, ist auch darum so groß, weil man dann die gefürchteten Anforderungen der Mutter nicht befriedigen kann. Eine Ursache für das Stehlen ist also auch der Wunsch im Stande zu sein, die ursprünglichen Raubphantasien wieder gut zu machen.

Interessant ist auch, daß Tom den Mann, der sich nicht gehen lassen kann und der nicht defäziert, in Gegensatz zu dem setzt, der defäzieren darf, der den Leibstuhl hat und sich gehen lassen kann. In einem von mir analysierten Fall habe ich etwas Analoges beobachtet: der Patient konnte sich seelisch und körperlich nicht gehen lassen, — wie die Analyse ergab —, aus Angst, daß, wenn er sich gehen läßt, er defäzieren oder urinieren könnte. Die seelische Spannung ging also auf die ursprüngliche körperliche Anstrengung, das Defäzieren oder Urinieren zu unterdrücken, zurück.

Es scheint mir, daß der von E. Terry beschriebene Fall eine generelle Bedeutung beanspruchen kann. Er illustriert nämlich besonders deutlich, warum der Analytiker zur Heilung eines Patienten oft soviel längere Zeit braucht, als ein anderer Psychotherapeut: weil er sich nicht mit dem Schwinden eines Symptoms begnügen darf. Denn oft schwindet das Symptom und an seine Stelle tritt ein anderes, wie in dem von E. Terry geschilderten Fall. Oft tritt zwar kein anderes deutlich sichtbares Symptom an die Stelle des geschwundenen, und doch würde der Analytiker nicht von einer Heilung, ja nicht einmal von einer Besserung sprechen; denn die Schwierigkeiten des Patienten müssen sich ja nicht in einem genau abgegrenzten Symptom äußern, sie können sich auch in einer ungünstigen Veränderung seiner Charakterentwicklung, seiner intellektuellen Entwicklung, seinem subjektiven Befinden usw. ausdrücken. So war ein Patient von mir, bevor er in Analyse kam, viele Jahre lang in psychotherapeutischer, vorwiegend hypnotischer Behandlung gewesen; dieser gelang es, verschiedene neurotische und hysterische Symptome zu beheben. Und doch konnte man von keinem Erfolg sprechen, da er in einem weit schlimmeren Zustand war, als vor der Behandlung: subjektiv fühlte er sich schlecht und hatte allen Kontakt mit den Menschen verloren. Ich mußte es in der analytischen Behandlung als guten Erfolg ansehen, als seine allgemeine Einstellung sich besserte und die durch die hypnotische Behandlung beseitigten Symptome allmählich wieder auftraten. Eine solche Veränderung wird natürlich nicht einfach durch eine psychotherapeutische Behandlung hervorgerufen; diese kann nur eine vorhandene Einstellung oder eine beginnende Umstellung verstärken. Bei Patienten, wo dies nicht der Fall ist, wird die hypnotische, suggestive usw. Behandlung eben erfolglos bleiben und das Symptom nicht beseitigen können. Ein anderer Patient litt bis zu

sechzehn Jahren an Bettnässen und hörte zu dieser Zeit spontan damit auf. In der Analyse ergab sich jedoch, daß zugleich mit dem Aufhören der Enuresis eine sehr ungünstige Charakterentwicklung einsetzte. In der Enuresis — einem in diesem Alter doch sehr pathologischen Symptom! — waren noch die letzten Reste seiner Aktivität enthalten gewesen.

Ich möchte hier eine Analogie aus der Medizin heranziehen; in früherer Zeit war man mit allen Mitteln bestrebt, das Fieber herabzudrücken; jetzt tut man das nicht, aus der Erkenntnis heraus, daß das Fieber einen Selbstheilungsversuch des Organimus darstellt, sondern man versucht die Krankheit, die Ursache des Fiebers zu beeinflussen. — Ähnlich stellt auch das neurotische Symptom einen Selbstheilungsversuch dar, indem es einen unbewußten seelischen Konflikt zu lösen anstrebt. Wenn das Symptom beseitigt, aber der Konflikt nicht gelöst wird, äußert sich dieser eben in einer anderen Form. Es ist darum auch wichtig, auf welchem Wege ein Symptom beseitigt wird; ist es eine Steigerung der Angst, die zur Unterdrückung des Symptoms führt, so wird der Gesamtzustand des Patienten sich wohl immer verschlechtern. Nur wenn beim Patienten Angst und Schuldgefühl sich verringern, und der unbewußte Konflikt in einer der Realität besser angepaßten Form ausgetragen wird, wird das Schwinden des Symptoms gleichzeitig eine wirkliche Besserung bedeuten.

Man darf also wohl die Forderung aufstellen, bei einer psychotherapeutischen Behandlung nur dann von einem Erfolg zu sprechen, wenn das beseitigte Symptom nicht wiederkehrt, an seiner Stelle auch kein anderes auftritt, und die Gesamtentwicklung und das subjektive Befinden sich nicht verschlechtern[1]. Die Anforderungen, die wir an eine psychoanalytische Heilung zu stellen berechtigt sind, sind allerdings noch weitergehende: die schon vorhandene ungünstige Entwicklung soll rückgängig gemacht werden.

BERICHTE

Bücher

ERICH BENJAMIN, Grundlagen und Entwicklungsgeschichte der kindlichen Neurose. Eine ärztlich-pädagogische Studie. Mit 5 Abbildungen. Verlag von Georg Thieme, Leipzig 1930.

Der Kinderarzt Prof. Benjamin legt hier seine Beobachtungen nieder, die er vor allem bei der Untersuchung und Behandlung von über 200 Kindern, die zwischen Frühkindheit und dem fünfzehnten Lebensjahre standen, gesammelt hat. Für die psychoanalytische Pädagogik hat das Buch ein besonderes Interesse deshalb, weil es viele Krankengeschichten neurotischer Kinder enthält; sie sind nach Urteil des Autors vorwiegend durch Milieuschädigungen erkrankt. Im Mittelpunkt steht die Schilderung

1) Ferner ist noch ein Moment zu berücksichtigen: daß sich durch die erfolgreiche psychotherapeutische Behandlung eine Abhängigkeit vom Arzt ergibt, die sich oft im Leben als sehr hinderlich erweist; in diesem Fall hat dann der unbewußte Konflikt an Stelle des neurotischen Symptoms die Form der „Übertragungsneurose" angenommen.

der „Trotzneurose", ihre Anfänge verlegt Benjamin ins erste Lebensjahr. Er erkennt, vor allem sich stützend auf die Darstellungen Ch. Bühlers und Haeberlins, die Frühsexualität an, verwertet auch einzelne Feststellungen Freuds, zeigt aber an einzelnen Stellen, daß ihm wichtige Veröffentlichungen Freuds entgangen sind. Bei dem Hinweis auf die von Ch. Bühler beobachtete „erste Pubertät" des Kindes heißt es: „Zu ihrem eigenen Erstaunen findet sich Ch. Bühler hier in Übereinstimmung mit Freud, den offenbar ähnliche, wenn auch leider nicht mitgeteilte, Beobachtungen zu der Annahme eines ebenso datierten Entwicklungsabschnittes bewogen hätten!"

Bei der genetischen Analyse der Trotzneurose, deren Zusammenhang mit der analen Triebentwicklung dem Autor auffällt, fehlt der Hinweis auf die grundlegende Arbeit Freuds „Charakter und Analerotik", auf „Über Triebumsetzungen, insbesondere der Analerotik", „Die Disposition zur Zwangsneurose" (Gesammelte Schriften Bd. V), ebenso im ausführlichen Literaturverzeichnis. Der Autor stellt fest, daß seine Forschungen den Beweis erbracht haben: „Jegliche Neurose ist in der frühen Kindheit verankert." Mit Recht rückt Benjamin von — heute schon vereinzelten — Kinderärzten ab, die die Psychoanalyse zum Objekt der Lächerlichkeit zu machen versuchen. So sagte kürzlich noch Hamburger seinen Studenten, daß die Psychoanalyse Freuds sich zur Psychologie, zur Seelenforschung ungefähr so verhielte wie „Nuditätenschnüffelei" zur Kunst des Praxiteles! Es dürfte klar sein, daß sich auf solcher Basis Fragen, wie die hier vorliegenden, nicht entscheiden lassen." Benjamin bemüht sich immer wieder hervorzuheben, daß die Neurose des Erwachsenen die letzte Strophe jenes Liedes sei, das dem Kind an der Wiege gesungen wurde, und daß alles geschehen müsse, um diesem Elend vorzubeugen. Deshalb wünscht er, daß auch Nichtfachgenossen sein Buch lesen und benützen.

Meng

MAGNUS HIRSCHFELD und EWALD BOHM: **Sexualerziehung. Der Weg durch Natürlichkeit zur neuen Moral. Universitas, Berlin.**

Die Autoren setzen sich mit den wichtigsten modernen Erziehungsproblemen auseinander: Erziehen in der Gemeinschaft, im Landerziehungsheim, Jugendbewegung, sexuelle Aufklärung, sie geben Grundlagen einer neuen Moral, fußend vor allem auf Gesetzen der Eugenik. Die Psychoanalyse wird unter Verwertung von Arbeiten Freuds, vor allem der „Geschichte einer infantilen Neurose" und des Buches „Die Frage der Laienanalyse" herangezogen, die psychoanalytische Pädagogik findet eine eingehende Besprechung durch Verwertung einzelner Ergebnisse Bernfelds, insbesondere in seinem Buch „Sisyphos". Einzelne Forderungen Bernfelds, wie die der Vergesellschaftung der Erziehung, werden abgelehnt. Auch die pädagogischen Forderungen von Russell, Adler und Künkel dienen zur Begründung einer neuen Sexualpädagogik. Das Buch ist vor allem für Eltern und Erzieher geeignet, die einen Überblick über den heutigen Stand der Beziehungen der Sexualpädagogik zu ihren Grenzgebieten gewinnen wollen unter Zuhilfenahme sexualbiologischer und sexualpsychologischer Feststellungen. Das Buch würde gewinnen, wenn die vielen, langen wörtlichen Zitate, auch manche Wiederholungen, wegblieben.

Meng

MAGNUS HIRSCHFELD — BERNDT GÖTZ: **Sexualgeschichte der Menschheit. 1929, Dr. P. Langenscheidt, Verlag, Berlin.**

Mit Ausnahme der Ausführungen der Autoren über Psychoanalyse ist das Werk eine wertvolle Darstellung der Sexualgeschichte, der Entwicklung des Geschlechtslebens und seiner Beziehungen zum sozialen Leben, zur Kunst, Ethik und Religion.

Es werden zahlreiche interessante völkerkundliche Forschungsergebnisse, z. B. über sexuelle Blutopfer und Männerkindbett mitgeteilt. Der Leser erfährt eine zusammenfassende Darstellung der sozialen Probleme des Sexuallebens, der Prostitution, der Ehe und Familie. Das Bildmaterial ergänzt vor allem die ethnographischen Textstellen.

Die Stellung der Autoren zur Psychoanalyse zeigt, daß sie das Wesentliche der Freudschen Funde ablehnen, vor allem die Rolle des Ödipuskomplexes für die Neurosenentstehung und die Bedeutung der infantilen Sexualität. Die Haltung der Autoren ähnelt der Haltung Jungs. Es genügt, zur Kennzeichnung eine Stelle wiederzugeben. S. 229 heißt es: „Gibt es denn nun gar keine Brücken zwischen der Freudschen Auffassung und unserer eigenen, der wir ja früher bereits weit ausgesponnene Kapitel dieses Buches widmeten? Besteht denn hier wirklich ein so großer Gegensatz zwischen Freud und uns? Schließlich sind doch die Ritualien der Sohnestötung vorhanden, und schon die Gemeinsamkeit des Arbeitsgebietes müßte doch eine Verständigung zwischen Freud und uns ermöglichen. Nun, wir sind bereit, der Freudschen Schule die wissenschaftliche Bruderhand über den Abgrund, der uns trennt, zu reichen. Wenn Freud erklären würde, daß er, den wir neidlos als den größten Symboliker aller Zeiten anerkennen, seine Lehre symbolisch gemeint hat, so ist die Einigung hergestellt. Was verstehen wir darunter? Wenn Freud mit dem Worte „Mutter" symbolisch das Weib meint, wenn er, hierüber hinaus, das Weib, das ja das begehrenswerteste Gut auf der Welt ist, für „Welt" setzt, so ist der Konflikt zwischen Freud und uns hiermit erledigt. Vater und Sohn streiten um die Welt. Der Sohn, die kommende Generation, drängt den Vater aus der Welt in den Tod. Der Vater sieht im Sohne seinen Tod und kämpft daher mit der Kraft der Verzweiflung gegen diese Verkörperung des Todes. Der Sohn macht dem Vater die Herrschaft streitig, gewiß; und dies mag, mythologisch überhöht, in die Formel gefaßt werden: Der König Laios fürchtet, an seinen Sohn Ödipus Herrschaft und Weib zu verlieren; daher trachtet er danach, ihn zu beseitigen. So verstehen auch wir die Ödipussage. Sie enthält den gleichen Sinn wie unsere Kronosmythe. Das heißt doch beileibe nicht, daß dieser junge Prinz Ödipus zwangsweise jene Matrone Jokaste lieben und heiraten muß, daß, seinem Beispiel folgend, jeder einzelne Jüngling immer seine Frau Mutter begehren muß. Auf diese höchst reale Wirklichkeitsformel gebracht, wird Freuds Lehre zu einem unerträglichen Zwang. Über sich selbst erhöht, ins Geistige gerückt, wäre sie die größte wissenschaftliche Leistung, die wir überhaupt ersinnen können. Es liegt nur an Freud, ob er so oder so sich entscheiden will und kann." Freud hat glücklicherweise längst entschieden.

Das Kapitel, das der Stellung der Autoren zur psychoanalytischen Schule gewidmet ist, bringt noch eine Reihe von ähnlichen Ausführungen. Daneben finden sich im Buch bemerkenswerte Beobachtungen und Forschungsergebnisse aus Grenzgebieten der Psychoanalyse. Die psychoanalytisch-pädagogisch interessierten Leser finden, vor allem im Abschnitt über Pubertät, Material über das Gemeinschaftserleben bei den Jugendbünden und über die Jugendweihen, auch interessante Theorien über praelogisches Denken, Zeremonien und Rituale.

Meng

MAGNUS HIRSCHFELD u. BERNDT GÖTZ: Das erotische Weltbild. Avalun-Verlag, Hellerau bei Dresden, 1929.

Es wird versucht, den Unterschied der Erlebniswelt des Verliebten und der des Alltagsmenschen zu charakterisieren und zu begründen. Dabei wird die Psychologie des primitiven Menschen, des Kindes, des seelisch Kranken, des Berauschten und des

Liebenden gekennzeichnet. Ihnen allen ist nach den Autoren ein Weltbild gemeinsam, das in derselben magischen Ebene des Bewußtseins liegt. Der Liebeswahn ist ein Rauschzustand, der durch die Ausschüttung von „Mann"- oder „Weibstoff", von Sexualhormonen in die Blutbahn hervorgerufen wird. Unter Eros verstehen die Verfasser alle „körperlichen und psychischen Möglichkeiten und Beweisungen eines Seelwesens im Hinblick auf das Generative. Andererseits auch die generative Tendenz, wenn und wie sie sich dynamisch an jedem körperlichen und seelischen Vorgang beteiligt." Das Buch ist für psychologisch interessierte Leser vor allem durch seine Heranziehung zahlreicher Liebesbriefe und psychiatrischer Beobachtungen beachtenswert, auch durch das Bildmaterial. Die hormonalen und psychischen Probleme der Wechseljahre, der Werdejahre, der Kindheit und der Pubertät sind behandelt. Es werden Ergebnisse der psychologischen Forschung, auch der Freudschen, verwertet, aber zum Teil mit anderer Nomenklatur und ohne Hinweis auf die Quelle; es werden einige — vermeidbare — Fremdwörter gebildet und manches reale Problem mystisch und spekulativ kompliziert. Dies ist wohl teilweise bedingt durch die weltanschaulichen Tendenzen der Verfasser. Einzelne Stellen zeigen, daß schwere, undurchdringliche Widerstände gegen die Psychoanalyse führend sind. **Meng**

Zeitschriften

Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse. Herausgegeben von Sigm. Freud.

Das soeben erschienene Heft 3/4 des XVI. Jahrgangs enthält u. a. folgende Beiträge:

Robert Wälder: Das Prinzip der mehrfachen Funktion.
Otto Fenichel: Zur prägenitalen Vorgeschichte des Ödipus-Komplexes.
Franz Alexander: Träume mit peinlichem Inhalt.
Wilhelm Reich: Über kindliche Phobie und Charakterbildung.
Dorian Feigenbaum: Paranoia und Magie.
R. A. Spitz: Angstaffekt und Bedürfnisstauung.
M. D. Eder: Der symbolische und metaphorische Sinn eines Einfalls.

Imago, Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Natur- und Geisteswissenschaften. Herausgegeben von Sigm. Freud.

Das soeben erschienene Heft 3/4 des XVI. Jahrgangs enthält u. a. folgende Beiträge:

Erich Fromm: Die Entwicklung des Christusdogmas.
C. Müller-Braunschweig: Analyse eines Idealtypus des Gottesglaubens.
Th. Reik: Gebetmantel und Gebetriemen der Juden.
I. F. Grant Duff: Die Geschichte der Phantasie einer Heiligen.
Otto Marbach: Das Fest der Midinetten.

Psychoanalytische Bewegung. Herausgegeben von A. J. Storfer.

Heft 6 des Jahrgangs 1930 (II. Bd.) enthält u. a. folgende Beiträge:

Karen Horney: Das Mißtrauen zwischen den Geschlechtern.
Alfred Winterstein: Angst vor dem Neuen, Neugier und Langeweile.
Eduard Hitschmann: Zur Psychologie des jüdischen Witzes.
Egenolf Roeder: Eine Theorie der Fehlleistung bei Platon.

Das soeben erschienene Heft 1 des Jahrgangs 1931 enthält u. a. folgende Beiträge:

Stefan Zweig: Freud und die Situation der Jahrhundertwende.
Sigmund Freud: Das Fakultätsgutachten im Halsmannprozeß.
Eduard Hitschmann: Eine „unverstandene" Frau.
G. H. Graber: Zur Psychoanalyse des Fluchens.
I. Hermann: Zur Psychologie eines Gorillakindes.

Herausgeber: Dr. Heinrich Meng in Frankfurt a. M. und Prof. Dr Ernst Schneider in Stuttgart.
Eigentümer, Verleger und Herausgeber für Österreich: Adolf Josef Storfer. Wien, I., Börsegasse 11
(„Verlag der Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik").
Verantwortlicher Redakteur: Adolf Josef Storfer, Wien, I., Börsegasse 11.
Druck von Emil M. Engel, Druckerei und Verlagsanstalt, Wien, I., In der Börse.

Vater, Mutter, Arzt und Lehrer

lesen die monatlich erscheinende

Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik

1931 erscheint der V. Jahrgang

Abonnement 1931 (12 Hefte, etwa 500 Seiten):

Mark 10.— (schweiz. Frk. 12.50, österr. S 17.—)

In Vorbereitung befindliche Sonderhefte:

„Menstruation" / „Strafen"

In den früheren Jahrgängen erschienen folgende Sonderhefte:

„Sexuelle Aufklärung" / „Onanie" / „Stottern" „Nacktheit und Erziehung" / „Intellektuelle Hemmungen" / „Selbstmord" / Aus der Kindheit eines Proletariermädchens

Beachten Sie die Urteile auf der nächsten Seite!

Urteile über die „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik"

Der Vorteil der „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik" ist es, bei strengster Wissenschaftlichkeit amüsant und kurzweilig zu sein.

Monistische Monatshefte

Man übertreibt kaum, wenn man sie die beste pädagogische Zeitschrift nennt, die es gegenwärtig überhaupt gibt. Sie wird von Analytikern und Nichtanalytikern geschrieben; der Stil ist keineswegs so fachwissenschaftlich und schwer, daß die Aufsätze nur mit spezieller Vorbildung lesbar wären; im Gegenteil sind fast alle Aufsätze allgemeinverständlich.

Leipziger Volkszeitung

Wer einmal ein Heft dieser Zeitschrift gelesen hat, wartet mit Spannung auf die nächste Nummer. Denn sie bringt ihm soviel Neues in offener Sprache, über das man früher zu schreiben sich nicht getraute, daß ihr möglichst weite Verbreitung zu wünschen ist. Unsere Schulpflegen sollten die Zeitschrift auf irgend eine Weise ihren Mitgliedern zugänglich machen. *Winterthurer Arbeiterzeitung*

Diese Zeitschrift hält die glückliche Mitte zwischen wissenschaftlicher Einstellung und Allgemeinverständlichkeit, gepaart mit einem guten literarischen und stilistischen Niveau.

Deutsche Zeitschrift für Homöopathie

Unsere Arbeit in der Schule erhält von der Psychoanalyse wertvolle Anregungen und Aufschlüsse. Es gibt kein Ausweichen mehr, wir müssen auch diesen Zweig der Seelenkunde kennen lernen. Ein zuverlässiger Führer ist die genannte Zeitschrift. *Pfälzische Lehrerzeitung*

Aufsatz für Aufsatz der Zeitschrift bringt Beispiele Menschenleids und seines Urgrundes, oft so packend und überzeugend, daß man wünschte, es gäbe Tausende von Pädagogen, die in dieser Methode zu Hause wären, Hunderttausende von Eltern, die ihre Forderungen für eine richtige Erziehung verstünden. Darum ist gerade diese Zeitschrift berufen, Fackel zu sein. Sie ist sich dessen bewußt und schreibt deshalb in einer Sprache, die auch Nichtgelehrten verständlich ist. Möge sie viel gelesen werden und unendliche Früchte tragen. *Volksblatt, Halle*

Man könnte sich denken, daß Behörden und Pädagogenkreise hier die Gefahr einer psychoanalytischen Verseuchung unseres Schulwesens fürchten und aus berechtigten sachlichen wie persönlichen Gründen nunmehr gegen den Versuch vorgehen. *Zeitschrift für pädagogische Psychologie*

DAS PSYCHOANALYTISCHE VOLKSBUCH

Herausgegeben von Dr. Paul Federn und Dr. Heinrich Meng

Zweite, erweiterte Auflage: 2 Bände (mit 11 Bildtafeln)

in Ganzleinen RMark 11.—

Aus dem Inhalt des I. Bandes:

I. Teil: SEELENKUNDE

Federn-Meng . .	Stellung der Psychoanalyse zur übrigen Psychotherapie
Federn	Die psychoanalytische Heilmethode
Jekels	Fehlleistungen im täglichen Leben
Nunberg	Über den Traum
Sachs	Der Witz
Alexander . . .	Der Aufbau des Ichs (Das Unbewußte. Es, Ich, Über-Ich)
Landauer	Die Triebe (Sexualtriebe. Perverse Triebe. Ödipuskomplex. Kastrationskomplex. Sublimierung. Wiederholungszwang)
Landauer	Die Gemütsbewegungen oder Affekte

II. Teil: HYGIENE

Meng	Zwang und Freiheit in der Schulerziehung
Schneider	Kinderfehler
Meng	Hygiene des Kindes
Meng	Schutz durch sexuelle Aufklärung
Aichhorn	Psychoanalytisches Verständnis und Erziehung Dissozialer
Federn	Schutz vor Nerven- und Geisteskrankheiten
Federn	Körperliche Hygiene des Geschlechtslebens
Federn	Seelische Hygiene des Geschlechtslebens
Schneider	Schutz durch Beratung in Lebensfragen (Berufswahl, Liebeswahl usw.)

Aus dem Inhalt des II. Bandes:

III. Teil: KRANKHEITSKUNDE

Landauer	Erkrankung und Gesundung als seelischer Vorgang
Landauer	Körperlich verursachte Erkrankungen
Hollós	Der Sinn der Geisteskrankheiten
Meng	Neurasthenie, Neuropathie, Psychopathie des Kindesalters
Landauer	Die Bewußtseinsstörungen
Meng	Zwangsneurose und ihre Behandlung
Federn	Hysterie und ihre Behandlung
Federn-Meng . .	Störungen des Geschlechtsaktes
Ferenczi.	Organneurosen und ihre Behandlung
Landauer	Gemütserkrankungen. Schizophrenie
Landauer	Paranoia
Hollós	Pflege der Geisteskranken
Deutsch	Hausarzt und Psychoanalyse

IV. Teil: KULTURKUNDE

Federn	Psychoanalyse und Medizin
Kohn	Die Psychoanalyse in den Gesellschaftswissenschaften
Staub	Psychoanalyse und Strafrecht
Sachs	Psychoanalyse und Dichtung
Pfister	Psychoanalyse und bildende Kunst
Pfister	Psychoanalyse und Sittlichkeit
Federn	Märchen-Mythus-Urgeschichte
Jones	Psychoanalyse und Religion

Zu beziehen durch:

INTERNATIONALER PSYCHOANALYTISCHER VERLAG

Wien, I., In der Börse

ELBEMÜHL-VERLAG
LEIPZIG-WIEN

Ende Februar erscheint:

ein grundlegendes Werk auf dem Gebiete
der Sexualwissenschaft und Soziologie

Sexualnot und Sexualreform

Verhandlungen des IV. Kongresses der
Weltliga für Sexualreform, Wien 1930

Herausgegeben vom Kongreß-Komitee: Dr. J. K. Friedjung, Dr. Ludwig Chiavacci, Dr. Sidonie Fürst, Dr. Herbert Steiner

Redigiert von Dr. Herbert Steiner

Umfang ca. 500 Seiten — Enthält alle Vorträge des Kongresses und die vollständige Diskussion

Preis: Geheftet M. 20·—, in Ganzleinen M. 22·—

Aus der Liste der Beiträge von mehr als 100 Autoren:

Prof. Dr. I. Almkvist (Stockholm): Moral und Sexualleben.
Dr. Paul Federn (Wien): Die Wirkung sexueller Kräfte in der Seele.
Dozent Dr. J. K. Friedjung (Wien): Das Recht des Kindes.
Dr. Z. A. Gurewitsch (Charkow): Das Sexualleben der Bäuerin.
Dr. Norman Haire (London): Über das Haire-Pessar und den intrauterinen Silberring.
Dr. Eduard Hitschmann (Wien): Verhütung und Heilung von Ehehemmungen.
Dr. Paul Krische (Berlin): Bankerott der Familie?
J. H. Leunbach (Kopenhagen): Eine neue Methode der Schwangerschaftsunterbrechung.
Dr. H. Lewandowski (Utrecht): Askese, romantische und materialistische Liebe.
Prof. Dr. J. Novak (Wien): Innere Sekretion und Sexualität.
Dr. S. Peller (Wien): Der Abortus im Rahmen des menschlichen Reproduktionsproblemes.
Dr. Karl Renner (Wien): Sexualität und Rechtsordnung.
Prof. Dr. J. Tandler (Wien): Wohnungsnot und Sexualreform.
Ernst Toller (Berlin): Gefangenschaft und Sexualität.
Prof. Zdenek Zahor (Prag): Meine Methode der sexuellen Erziehung.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung